

2. Vom Forschen über Berliner Patenschaften

Im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses stand die Frage, wie in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen Diversität erlebt und gelebt, d.h. in konkreten Interaktionen ausgestaltet wird. Hieraus leitete ich folgende Unterfragen ab: Wie gehen Pat:innen und Patenkinder mit Differenzen um, die sie in Wertvorstellungen, Orientierungen und Verhaltensstilen miteinander wahrnehmen? Wie werden diese ggf. durch Dritte mediiert? Wie gestalten sie die grundsätzlich asymmetrische Konstellation der Mentorate aus, in welchen (erwachsene) Pat:innen als Wissensvermittler fungieren und (minderjährige) Patenkinder die Unerfahrenen und Lernenden sind? Welche Ziel- und Wertsetzungen sowie Erziehungsvorstellungen prägen die verschiedenen Trägervereine und inwieweit werden diese von den einzelnen Pat:innen geteilt und umgesetzt? Wie ist die Patenschaftsbeziehung konzeptualisiert und auf Basis welcher Kriterien werden die Freiwilligen und die Patenkinder ausgewählt und zusammengebracht? In welcher Form werden die Familien der minderjährigen Patenkinder in den Prozess eingebunden? Welche affektiven und emotionalen Dynamiken lassen sich innerhalb dieser vielschichtigen Beziehungsgeflechte beobachten und wie beeinflussen sie die jeweiligen Interaktionen?

2.1 Mein Weg ins Feld

Im Januar 2019 nahm ich zu dem Weddinger Verein WG Kontakt auf, dessen Hauptaugenmerk zu diesem Zeitpunkt auf der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften mit Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung lag.¹ Indem ich mich entschied, meine Forschung in einem Verein durchzuführen, der sich schwerpunktmäßig Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen widmete, begrenzte ich mein Feld auf bedeutsame und nachhaltige Weise. Ich erlangte keinen vergleichbar umfangreichen Zugang zu anderen Vereinen und deren Akteuren. Entsprechend sind die Aussagen, die ich in dieser Arbeit tätige, nicht ohne Weiteres übertragbar auf Patenschaftsprojekte, die

1 Ich kontaktierte zuvor einen anderen Berliner Verein, der über den E-Mail-Verteiler des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie einen Aufruf an neue Ehrenamtliche startete. Dieser empfahl mir daraufhin eine Kontaktaufnahme zu WG.

andere Zielgruppen anvisieren. Ende Oktober 2021 wählte ich mit dem nahenden zweiten Lockdown der COVID-19-Pandemie in Deutschland den Ausstieg aus dem Feld und beendete meine systematische Datenerhebung. In Form von Freundschaften zu den Koordinatorinnen und ehemaligen Patinnen sowie einer Reflexionsgruppe für neue Ehrenamtliche pflege ich jedoch bis heute auf verschiedene Weise Kontakt zu WG und dessen Akteurinnen. Der Austausch mit ihnen hat bis zuletzt die Art und Weise geprägt, wie ich über mein Forschungsthema spreche und schreibe, da ich nie vermocht habe, die Forscherinnenbrille gänzlich abzulegen.

WG entstand aus dem freiwilligen Engagement von Gemeindemitgliedern der Baptistenkirche Wedding. Eine besonders aktive Sozialarbeiterin aus der Gemeinde nahm damals zu den Familien aus der direkten Nachbarschaft Kontakt auf, organisierte ein Mädchencafé und Breakdance-Battles. 2006 wurde dann der sozial-diakonische Verein gegründet, der die Stadtteilarbeit der Kirche institutionell und personell unterstützen sollte. Der intensive Kontakt mit Kindern und Familien aus dem Kiez machte einen Bedarf an schulischer Hilfe und einem festen Rahmen sichtbar, wie mir eine der Koordinatorinnen in einem Interview erklärte, woraufhin sich weitere Gemeindemitglieder bereit erklärten, Patenschaften einzugehen. Die damaligen Lernpatenschaften konzentrierten sich vor allem auf die schulische Hilfe und waren von einem pragmatischen Ansatz geprägt. Die umfangreiche Begleitung der Patenschaften, die ich während meiner Forschung erlebte, fand damals noch nicht statt, wie die Koordinatorin weiter ausführt: »[M]an kannte sich sowieso und [es] war klar, die treffen sich halt irgendwie und lernen da zusammen. Und das war's so ungefähr. Also Vermittlungsarbeit kurz und dann ist da, glaub' ich, nicht viel an Extra-Betreuungsarbeit passiert.« (Interview 17.05.2019) Im Verlauf der Jahre wurden die Patenschaften dann zunehmend weiterentwickelt und professionalisiert. Mit der sogenannten ›Flüchtlingskrise‹ 2015/2016 verlagerte der Verein mittels einer Finanzierung von Aktion Mensch² sowie der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie schließlich seinen Fokus auf Patenschaften für Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung. Es entstanden die Programme »Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder« und »Izui für Flüchtlingskinder«. Der Verein definiert Patenschaften auf seiner Internetseite wie folgt:

*Patenschaften sind freiwillige, längerfristige aber zeitlich begrenzte Lern- und Freizeitbeziehung [sic!] zwischen einer erfahrenen Person und einer Person, die sich in bestimmten Bereichen weiterentwickeln möchte. Die erfahrene Person nennen wir Pat*in (oder Mentor*in); die Person, die gerne Neues lernen möchte, nennen wir Patenkind (oder Mentee). In unseren Patenschaftsprojekten geht es immer darum, persönliche Beziehungen aufzubauen, die durch das Interesse am anderen bestimmt sind. Denn gute Beziehungen haben entsprechend der Mentoringforschung immer einen nachhaltig posi-*

2 Aktion Mensch wurde 1964 gegründet und ist seither ein bedeutender Akteur im sozialen Bereich. Die Organisation setzt sich laut ihres Internetauftritts »für Solidarität, soziale Gerechtigkeit, das Recht auf Selbstbestimmung und auf Teilhabe aller Menschen in unserer Gesellschaft ein. Finanziell fördert sie Projekte und Einrichtungen der Behindertenhilfe und -selbsthilfe sowie der Kinder- und Jugendhilfe, indem sie Erlöse aus Lotterie und Spenden zielgerichtet weitergibt« (Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie).

ven Effekt auf die Entwicklung von Neugierde, Selbstwirksamkeit und letztlich mehr Chancengleichheit. (WIR GESTALTEN e.V. d; Herv. i.O.)

Die hierin bereits angesprochene grundsätzliche Asymmetrie zwischen Pate und Patenkind³, die Bedeutsamkeit der sich entwickelnden zwischenmenschlichen Beziehung und Idealvorstellungen von Kindesentwicklung und Chancengleichheit, die wiederum eng an Integrationsvorstellungen gekoppelt sind, bildeten wichtige Eckpfeiler meines Forschungsinteresses, die ich im Verlauf dieser Arbeit ausführen werde. Ebenso bedeutsam ist der Anspruch des gegenseitigen Kennenlernens und Voneinander-Lernens, welcher Stereotypen und Parallelgesellschaften entgegenwirken soll: »Die Kiezpatenschaften wollen damit aktiv und progressiv ›an der Basis‹ zum gegenseitigen Verständnis und friedvollen Miteinander von Menschen verschiedener Kulturen und Religionen in unserer Stadt beitragen.« (Ebd.)

In einer ersten E-Mail an die Koordinatorin Kerstin, die im Verein WG verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit war, erklärte ich, mich für die

Erfahrungen, Hoffnungen und Potentiale aber auch Konflikte [zu interessieren, die] sich hinter der abstrakten Vorstellung einer zunehmenden gesellschaftlichen Vielfalt verbergen, die besonders durch rezente Flucht- und Migrationsbewegungen aktuell an politischer Relevanz gewinnt. Welcher Umgang wird mit dieser Diversität und den damit zusammenhängenden Chancen und Herausforderungen gefunden? Die Linse, über die ich mir dieses zugegebenermaßen große Feld erschließen möchte, sind Berliner Mentoring-Programme. (E-Mail-Korrespondenz vom 28.01.2019)

Noch vor unserem ersten Treffen, in dem ich den Verantwortlichen ausführlich von meiner Forschungsidee berichten und über mögliche Methoden sprechen würde, antwortete mir Kerstin, dass mein Forschungsinteresse spannend sei und sie und der Verein mich darin gern unterstützen möchten. Zugleich sensibilisierte sie mich jedoch dafür, dass ich die ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung, mit der sie als promovierte Geografin vertraut war, nicht einfach im Sinne einer Begleitung der Patenschaftstandems umsetzen könne. Die Beziehungen seien häufig fragil und noch im Entstehen begriffen, und eine dritte Partei würde das empfindliche Miteinander, das sich zwischen einem Kind und einem Erwachsenen bildet, irritieren, wenn nicht gar gefährden:

[Wir] hatten [...] schonmal eine Anfrage einer Promotionsstudentin, die zu Patenschaften Geflüchteter Erhebungen durchführen wollte. Der Zugang erwies sich als sehr schwer. Unsere Tandems kennen sich zum Teil noch nicht sehr lange. Für die Ehrenamtlichen ist es selbst oft nicht leicht, Zugang zu den Kindern zu bekommen. Sie finden erst nach und nach ihre Interessen heraus und bauen Vertrauen auf. Es fällt ihnen schwer, den Sinn eines Forschungsvorhabens (v.a. den Eltern) zu erklären. Die meisten wollen nicht bei ihren Begegnungen beobachtet werden. Selbst unsere seit

3 Die vermittelten Mentees waren bei WG in der Regel im Alter von sechs (der Verein legte den Schuleintritt als untere Grenze fest) bis 17 Jahren. Somit war der Begriff der Patenkind^{er} mitunter unpassend und wurde sowohl von Vereinsseite als auch von Pat:innen kritisch hinterfragt und ersetzt (z.B. Patenschaftspartner oder Patenjugendliche).

drei Jahren bestehenden Tandems haben abgelehnt, weil das Kind das nicht wollte.
(E-Mail-Korrespondenz vom 29.01.2019)

Da ich ohnehin einen möglichst gesamtheitlichen Überblick über die verschiedenen Tätigkeiten des Vereins erlangen und alle beteiligten Akteure kennenlernen wollte, brachte ich mich von da an in das Kiezcafé ein, dem von WG organisierten Nachbarschaftstreff. In diesem wurden Kindern aus dem Kiez an einem Nachmittag in der Woche verschiedene Freizeitangebote gemacht. Ich lernte das Kiezcafé als einen Raum kennen, den zuvor – vorerst – Mütter für sich und ihre Kinder beanspruchten. In den größtenteils muslimischen Familien waren sie es oftmals, die für die Betreuung der Kinder zuständig waren.

Die gut miteinander vernetzten Mütter des Kiezcafés nutzten die Zeit, in der ihre Kinder unterhalten wurden, um sich in gemütlicher Kaffeerunde auszutauschen. Während der Verein Kaffee, Säfte, Wasser und frisch geschnittenes Obst zur Verfügung stellte, brachten die Frauen häufig Süßigkeiten und Snacks mit. Die Gespräche unter den Frauen fanden vorrangig auf Arabisch statt, was von den Koordinatorinnen immer wieder problematisiert wurde und bei neuen Ehrenamtlichen oftmals Irritation hervorrief. Zumeist seien es zehn Frauen, erklärte mir eine selbstbewusste Frau Anfang dreißig, die dem Wunsch ihrer vier Kinder, jeden Mittwoch ins Kiezcafé zu kommen, selten widersprach. Während wir uns unterhielten, warf sie immer wieder einen prüfenden Blick auf ihre Kinder und rief ihnen lautstark Anweisungen (auf Deutsch) zu. Sie und auch die anderen Mütter vertrauten jedoch zumeist darauf, dass die Mitarbeitenden im Kiezcafé die Kinder im Blick behielten und sich kümmerten, auch wenn die Koordinatorinnen von WG immer wieder betonten, dass Aufsichtspflicht und Verantwortung bei den Müttern verblieben.

Die Koordinatorinnen erklärten mir zu unserem ersten Treffen, dass die Frauen und Kinder, die das Angebot des Kiezcafés in Anspruch nahmen, nicht die Patenfamilien seien. Die Mehrzahl der Kiezcafé-Mütter hatte einen libanesisch-palästinensischen Hintergrund und kam über Freundinnen, Verwandte und Nachbarinnen zum Verein. Einige der nachbarschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen unter ihnen bestanden bereits im Libanon. Die Familien der Patenschaften für geflüchtete Kinder gelangten hingegen erst in den vergangenen Jahren nach Berlin. Sie kamen überwiegend aus Syrien. Im Verlauf meiner Forschung verlor diese offensichtliche Trennung jedoch an Schärfe. Auch syrische Frauen und ihre Kinder nahmen zunehmend am Kiezcafé teil und auch sie traten häufig über Beziehungen zu den »alteingesessenen« Frauen mit dem Verein in Kontakt. Männer waren – abgesehen vom Geschäftsführer und einer Honorarkraft, die Lehramt studierte – selten anwesend. Obwohl die Kinder mittwochs sichtlich begeistert den Kontakt zu dem Lehramtsstudenten suchten, nahmen die anwesenden Mütter das Kiezcafé vielfach als Raum für Frauen wahr. Mirjam, die zweite Koordinatorin von WG, die neben der Organisation des Kiezcafés hauptsächlich für das Matching und die Begleitung der Patenschaftstandems verantwortlich war, erklärte mir jedoch, dass die Geschlechtertrennung früher weitaus strikter war. Selbst der Pastor habe dann schüchtern an die Tür geklopft und erfragt, ob er eintreten dürfe. So sei das heute nicht mehr. Die Koordinatorin befürwortete diese Entwicklung mir gegenüber und stellte allzu strikt geschlechtergetrennte Räume in Frage. Hierdurch tritt die Sicht auf Interaktionsräume zwischen den Geschlechtern bereits als Differenzlinie zwischen den sich begegnenden

Akteuren in Erscheinung. Angesichts einer 75 %igen Frauenquote unter den Pat:innen betonte die Koordinatorin immer wieder, wie bereichernd es wäre, würden sich mehr Männer zum patenschaftlichen Ehrenamt bereit erklären.⁴ Das Geschlechterungleichgewicht hat verschiedene Gründe, auf die ich später näher eingehen werde.

Parallel zum Kiezcafé wurde von zwei Honorarkräften und einer Ehrenamtlichen des Vereins zudem eine Hausaufgabenhilfe angeboten, zu der vor allem die jugendlichen Kinder der Kiezcafé-Frauen kamen. Das wöchentliche Kiezcafé war zudem Anlaufstelle für Interessierte. Sowohl potenzielle Ehrenamtliche als auch an einer Patenschaft interessierte Familien sowie weitere Personen mit Beratungsbedarf suchten hier Kontakt zu den Koordinatorinnen. Mirjam erklärte mir mit einem Lächeln, dass sie eigentlich den ganzen Tag in den Vereinsräumen verbringen könne, es gebe immer etwas zu tun, da ständig jemand vorbeikäme.

Während der ersten Wochen meiner Forschung befand sich der Verein noch in der Baptistenkirche, einem zweistöckigen Haus mit Backsteinfront an einer der Haupteinkaufsmeilen des Arbeiterviertels. Anfang 2019 befand sich die Kirche zwischen einem Jobcenter, ein- und zweistöckigen Gebäuden, welche Möbelläden, Moscheen, ein Casino und eine Autowerkstatt beherbergten und einer Brache. Die Straßenecke erfuhr in den darauffolgenden sechs Jahren jedoch einen sichtlichen Wandel, was repräsentativ für den gesamten Kiez steht. Im Jahr 2025 erhoben sich auf den benachbarten Grundstücken der Kirche nunmehr hohe, moderne Gebäude, die Büroräume und Einkaufsmöglichkeiten beherbergten. War die Kirche zu Beginn meiner Forschung zwischen den vormals niedrigen Bauten noch gut von der Straße sichtbar, trat sie nunmehr hinter der sie um viele Stockwerke überragenden Architektur in den Hintergrund. Beim erstmaligen Betreten der Kirche blickte ich auf eine große Bühne, hinter der sich das Taufbecken der Gemeinde befand. An der Wand dahinter hing ein über zwei Meter hohes Kreuz. Beides war jedoch nur zu den Gottesdiensten auf den ersten Blick einsehbar und ansonsten von einer Projektionswand verstellt. Die Wände waren bunt bemalt. Der Raum wurde dominiert von einem beeindruckenden Kletterturm, der auch zum Kiezcafé als Highlight galt. Neben dem Kletterturm standen alte Sofas. Die Kirche verfügte zudem über eine funktionale Küche und einen Tresen. Von den hinteren, nicht einsehbaren Gängen führten neben den Toiletten kleinere Räume ab, in denen die Hausaufgabenhilfe stattfand und Spielsachen, Bücher sowie Bastelmaterialien untergebracht waren. Die kleinen runden Tische und die Stühle, an denen sich die Frauen im Kiezcafé niederließen, standen gestapelt unter den hohen Fenstern. Sie wurden jeden Mittwoch für das Kiezcafé von Neuem arrangiert und danach wieder weggeräumt, um den nachfolgenden Gruppen die Möglichkeit zu bieten, den Raum nach ihren Bedürfnissen zu gestalten. Die Kirche war also ein multifunktionales Gebäude. Zumeist bildeten die Tische eine Art Insel, die hauptsächlich den Müttern vorbehalten war. Obwohl sich auch Kerstin und Mirjam immer wieder in die Runde gesellten, nahmen die anderen Ehrenamtlichen und auch Interessierte meist etwas abseits Platz, wenn sie sich nicht gerade in Aktion mit den Kindern befanden. Zeitweise gestattete der Pfarrer einer benachbarten muslimischen Gemein-

4 Vor meinem Forschungszeitraum waren bei WG zeitweise auch mehr Männer ehrenamtlich engagiert.

de, das Freitagsgebet in der Kirche abzuhalten. Dann wurden auf dem abgenutzten und stellenweise beschädigten Parkett Gebetsteppiche ausgebreitet.

Das Gebäude war sanierungsbedürftig. Eine großzügige Spende sowie die Mitgliedsbeiträge der Gemeinde erlaubten schließlich den Um- und Ausbau der Kirche und die Baptistengemeinde samt Verein zog im Sommer 2019 zunächst in die benachbarte ehemalige Autowerkstatt um. Die Gemeindemitglieder steckten viel Liebe, Zeit und Mühen in den Umbau dieser Interimsräumlichkeiten, damit sie für die Übergangszeit sowohl funktional als auch gemütlich wurden. Die neuen Räume waren jedoch viel kleiner als das Kirchengebäude, obwohl auch hier eine Küche, eine Kletterwand, separate Räumlichkeiten für die Nachhilfe und Platz für Sitzgruppen und Spielzeug angelegt wurden. Eine Jugendliche, die regelmäßig die Nachhilfe besuchte, fragte mich einmal, warum wir denn jetzt umgezogen seien, das alte Haus sei viel schöner und größer gewesen. Sie käme schon seit ihrer Kindheit hierher. Diese Aussage, die von sichtlichem Unverständnis und Enttäuschung geprägt war, kann als stellvertretend für eine veränderte Dynamik im Kiezcafé aufgefasst werden, denn mit dem Umzug in die Werkstatt verringerte sich die Zahl der Mütter, die mit ihren Kindern jeden Mittwochnachmittag kamen, nachhaltig.

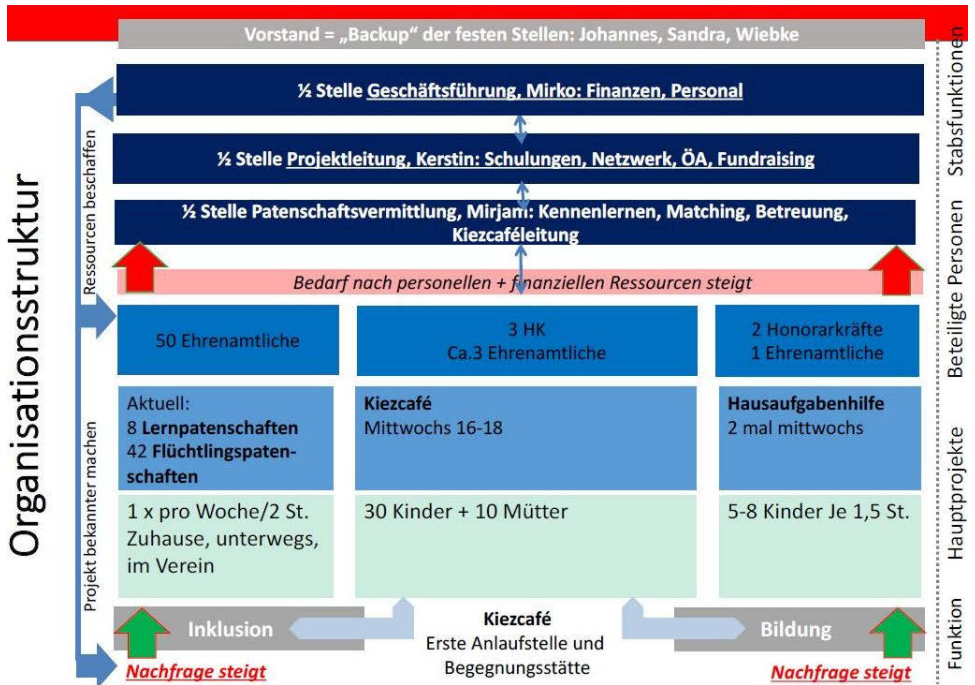
WG verfügte im Zeitraum meiner Forschung über drei feste halbe Arbeitsstellen: einen Geschäftsführer, dem die Finanzen und das Personalmanagement oblagen; eine Projektleitung, die Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit sowie Fundraising betrieb und die Schulungen für die Ehrenamtlichen organisierte; und eine Patenschaftsvermittlerin, die das Kennenlernen und Matching der beteiligten Parteien, die Begleitung der Tandems sowie das Kiezcafé koordinierte. Diese drei festen Stellen wurden durch drei ehrenamtliche Vorstandsmitglieder aus der baptistischen Gemeinde unterstützt. Im Juni 2020 gab es laut Organigramm (Abb. 1), das den neuen Pat:innen in einer verpflichtenden Einführungsveranstaltung im Sinne der Transparenz zur Verfügung gestellt wurde und das Bestandteil des *Handbuch für Pat*innen*⁵ ist, 50 Patenschaften. Darunter waren acht Lernpatenschaften, die, im Gegensatz zu den 42 Flüchtlingspatenschaften, nicht den freizeitlichen Bereich, sondern die schulische Hilfe fokussierten.⁶ Im wöchentlich stattfindenden Kiezcafé waren drei Honorarkräfte und meistens drei Ehrenamtliche beschäftigt. Obwohl einige der Ehrenamtlichen im Kiezcafé den Verein bereits mehrere Jahre begleiteten, war die Fluktuation hier deutlich höher als unter den Honorarkräften. Die parallel

5 Das Handbuch ist ein von der Koordinatorin verfasstes Dokument, welches WG Pat:innen als Link zur Verfügung stellt: »Wir wollen dir mit dem Handbuch ein Handwerkszeug mitgeben, das dir bei der Gestaltung und Durchführung deiner Patenschaft helfen soll.« Als internes Dokument von WG belege ich Zitate hieraus nicht mit einer Quellenangabe und führe das Dokument nicht im Literaturverzeichnis auf.

6 Die Trennung zwischen Lern- und Freizeitpatenschaften war jedoch nicht kategorisch. Die Koordinatorin betonte einerseits immer wieder, dass Lernen nicht immer einen direkten Bezug zur Schule habe und besonders freizeitliche Lernformen wichtig für die Kindesentwicklung seien. Im ersten Lockdown der COVID-19-Pandemie im Frühjahr 2020 verschob sich andererseits der Fokus vieler Patenschaften aufgrund der Ungerechtigkeiten im Bildungssystem, die durch Homeschooling verstärkt und sichtbar wurden, vielfach von einem Fokus auf den freizeitlichen Bereich hin zu schulischer Unterstützung.

zum Kiezcafé stattfindende Hausaufgabenhilfe war mit zwei Honorarkräften und einer Ehrenamtlichen aufgestellt.

Abb.1: »Und so sieht WIR GESTALTEN e.V. als Grafik aus«



WIR GESTALTEN e.V.: Handbuch für Pat*innen (Stand: 2019)

Der Verein WG ist Mitglied im Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften (KiPa). Dieses vernetzt die verschiedenen Trägerorganisationen in der Hauptstadt miteinander und bietet Plattformen des Austauschs in Form verschiedener Arbeitsgruppen zu den Themen Empowerment, Qualität und Kinderschutz, Öffentlichkeitsarbeit, Veranstaltungen und neue Mitglieder. Aus einem anfänglichen regelmäßigen Stammtisch zum Austausch wurde 2012 der Verein Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften gegründet, der im Sommer 2021 36 Mitglieder versammelte. Ziel des Netzwerks ist es, den Erfahrungsschatz der verschiedenen Vereine einander zugänglich zu machen. Neben dem Austausch untereinander widmet sich das KiPa-Netzwerk vor allem der Öffentlichkeitsarbeit und der Mittelakquise und kommuniziert die Belange der Mitglieder in verschiedene Öffentlichkeiten und in die Politik. Während Kerstin bis zum Februar 2021 eines der drei Vorstandsmitglieder war, war Mirjam zu diesem Zeitpunkt »Dienstälteste« in der AG Qualität und Kinderschutz.

2.2 Multiple Involviertheit – diverse Perspektiven

Im Laufe meiner Forschung nahm ich in verschiedenen Momenten und Kontexten unterschiedliche Rollen ein, die mit jeweils eigenen Positionalitäten, Erwartungshaltungen und Verantwortlichkeiten korrelierten. Entlang dieser Rollen wurden mir diverse Perspektiven zuteil, die es mir erlaubten, anhand eigener Erfahrungen und Einblicke entscheidende Erkenntnisse über unterschiedliche Beziehungsdynamiken zu gewinnen. Auch erhielt ich hierdurch Möglichkeiten der Teilnahme und Teilhabe an den Tätigkeiten des Vereins sowie des Berliner Trägernetzwerkes, Zugänge zu Pat:innen sowie zu der Perspektive von Patenkindern und ihren Eltern, die ohne diese *multiple Involviertheit* vermutlich nicht möglich gewesen wären. Ich navigierte verschiedene soziale Räume und verhandelte diese mitunter strategisch, teils intuitiv oder auch unbewusst. Diese multiple Involviertheit prägte entscheidend meine Beziehungen im Feld, methodologische Überlegungen und somit natürlich auch die Prozesse der Datenerhebung. Dabei stellt die bedeutendste Dimension dieser multiplen Involviertheit meine eigene Patenschaft dar, auf deren Bedeutung ich im nachfolgenden Abschnitt, »Als Patin im Feld«, dezidiert eingehe. Im Sommer 2024, als ich gemeinsam mit einer der Koordinatorinnen über den Beginn meiner Forschung reflektierte, gab diese zu, zunächst skeptisch gewesen zu sein. Für sie hätte schließlich meine Bereitschaft und mein Wunsch, selbst eine Patenschaft einzugehen, den entscheidenden Unterschied gemacht: Erst dadurch könne man verstehen, was da zwischenmenschlich passiere. Sie selbst pflegte ebenfalls mehrere Jahre eine Patenschaft und griff auf diese Erfahrungen in der Begleitung von Patenschaften regelmäßig zurück.

Ich nahm im Zeitraum von Mitte Februar 2019 bis Oktober 2020 an den Aktivitäten des Weddinger Vereins teil. Diese umfassten neben dem bereits beschriebenen wöchentlichen Kiezcafé auch Mitarbeiterinnenbesprechungen, die Jahresversammlungen 2019 und 2020, diverse Ausflüge, die Sommerfeste 2019 und 2020 und die Weihnachtsfeier 2019. Seit Mai 2020 bin ich aktives und somit auch zahlendes Mitglied bei WG, wodurch mein Mitwirken im Verein schließlich formalisiert wurde. Ich nahm außerdem mit meiner Patenjugendlichen an dem partizipativen Forschungsprojekt »Perspektivwechsel – Kooperative und partizipative Forschung zur Stärkung der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Fluchtgeschichte in der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg«, gefördert vom vhw, Bundesverband Wohnen und Stadtentwicklung e.V., teil (vgl. Beer et al. 2024). Dieses Projekt widmete sich der gesellschaftlichen Teilhabe von Geflüchteten und versuchte mittels der Photovoice-Methode einzufangen, wie die Patenkinder und ihre Pat:innen ihre Umgebung und die gemeinsame Beziehung wahrnahmen. In diesem Projekt wurde ich zunehmend auch in die Auswertungsgespräche nach den Workshoptreffen sowie in die Planung der Fotoausstellung einbezogen, die in der benachbarten städtischen Bibliothek nach dem ersten COVID-19-Lockdown im Sommer 2020 stattfand. Zudem nahm ich zeitweise auch an der AG Qualität des KiPa-Netzwerkes, an dessen Jahresmitgliederversammlung sowie verschiedenen Workshopformaten und Versammlungen teil. Von September 2019 bis September 2020 führte ich zudem mit neun Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der FU Berlin das Praktikumsprojekt »Integration als dialogischer Prozess« durch, das ich im Abschnitt »Lehre und außerakademische Öffentlichkeiten« ausführlich schildere.

Einführungsveranstaltungen, Workshops, AG-Treffen des KiPa-Netzwerkes, Ehrenamtsabende oder Erstgespräche begannen meist damit, dass sich die Anwesenden kurz vorstellten. Bis zuletzt stellte dies für mich eine Herausforderung dar, da ich meine multiple Involviertheit stets versuchte transparent zu beschreiben, die Anwesenden jedoch nicht mit einer allzu langen Beschreibung meiner verschiedenen Rollen strapazieren wollte. Wenn die Koordinatorin die einleitenden Worte meiner Vorstellung gegenüber Interessierten im Kiezcafé oder bei Vermittlungsgesprächen neuer Patenschaften übernahm, verwies sie meist darauf, dass ich eine Forschung mache und eigentlich immer bei allem dabei sei und mich für alles interessiere, was der Verein tut – eine gut verständliche Zusammenfassung des holistischen Interesses, das die Sozial- und Kulturanthropologie ausmacht. Diese Beschreibung führte jedoch nicht immer dazu, dass der Mehrwert dieses Anspruchs für die Adressierten auch nachvollziehbar war.

Ich begann meine Vorstellung zumeist damit, mich selbst als Patin darzustellen. Dies positionierte mich als Insiderin, deren Interesse an den verschiedenen Aktivitäten auch persönlicher Natur war. Hierdurch meinte ich, meine Anwesenheit über ein abstraktes Forschungsinteresse hinaus zu legitimieren. Ich kompensierte damit eine Befürchtung, die viele Anthropolog:innen trotz Langzeitforschung nie vollständig abzulegen vermögen: Eindringling in einem fremden Feld zu sein. Als Patin teilte ich hingegen viele der Erfahrungen, von denen mir berichtet wurde, und konnte eigene Erzählungen beisteuern, die die Komplexität der besprochenen Phänomene illustrierten. Meiner Positionierung als Patin fügte ich dann meist hinzu, dass ich an der Universität arbeite und mich auch im Rahmen einer Forschung für Patenschaften und die durch sie entstehenden Beziehungen interessiere. Ich versuchte also mit einfachen Worten deutlich zu machen, dass ich an den Veranstaltungen immer mit mehrfachem Interesse und unterschiedlichen Perspektiven teilnahm. Bei Einführungsveranstaltungen und Netzwerktreffen unterstrich ich dies häufig mit einem kleinen Notizbuch, in dem ich Stichpunkte festhielt, die ich später in ausführliche Feldnotizen umwandelte. Erst- und Vermittlungsgespräche wollte ich damit nicht irritieren und notierte mir zumeist kurz danach das Erlebte in meinem Feldtagebuch.

Wie sehr ich mit dem Fortschreiten meiner Forschung von Außenstehenden zunehmend mit WG assoziiert wurde und wie sehr meine Forscherinnenrolle dabei mitunter in den Hintergrund trat, wird an folgender Situation deutlich: In der Projektanschubphase von »Wirkung Hoch Drei«, einem Wirkungsmessungsprojekt des KiPa-Netzwerkes, welches dezidiert die Perspektive von Patenkindern einfangen wollte – ein in der Forschungslandschaft zu Mentoring und Patenschaften fast vollständig ausgeblendetes Themenfeld – meldete ich mich nach Absprache mit den Koordinatorinnen von WG als mögliche Moderatorin. Das Projekt erschien mir methodologisch spannend und zudem erhoffte ich mir hierdurch einen weiteren Zugang zu der Perspektive der Patenkinder. Dies führte jedoch dazu, dass ich von Netzwerkseite wiederholt als Mitarbeiterin von WG eingeordnet wurde. Beispielsweise kontaktierte die Projektkoordination von »Wirkung Hoch Drei« zuerst mich, um abzusprechen, wie viele Patentandems WG beisteuern würde, und inwiefern wir auch selbst Workshops ausrichten können. Ich entgegnete, das mit den Koordinatorinnen absprechen zu müssen, kam jedoch nicht umhin, zumindest vorläufig im Namen des Vereins eine Aussage zu tätigen.

2.2.1 Als Patin im Feld

Laura Gozzer reflektiert am Ende ihrer Ethnografie über zwei Patenschaftsprogramme in München (s. auch 4.1) eindrucklich die Parallelen zwischen Pat:innen und Ethnograf:innen: »Beide Beziehungsformen oszillieren [...] zwischen professionellen und persönlichen Beziehungen [...]« (Gozzer 2022, S. 396) Hinzu kommen die Parallelen einer »vorab gesetzten ›Fremdheit‹« (ebd.), die beiden Beziehungskonstellationen inhärente Emotionsarbeit, Modi des empathischen Anerkennens und Unterstützens, und der Vertrauensaufbau, der wiederum abhängig von den Zugängen ist, die man zum Gegenüber erhält (ebd., S. 396f.). Als zentrales Unterscheidungskriterium benennt Gozzer die jeweilige Motivation von Pat:innen und Ethnograf:innen: »Während Pat:inenschaftsbeziehungen von Institutionen als Ehrenamt arrangiert werden, initiieren Ethnograf:innen Forschungsbeziehungen zunächst aufgrund wissenschaftlicher Interessen.« (Ebd., S. 397) Es war genau dieses Unterscheidungskriterium, welches in meiner eigenen Forschung zu Patenschaften mit geflüchteten Kindern verschwamm. Von Anfang an war mein Motiv, mich selbst in eine Patenschaft zu involvieren, sowohl geleitet von meinem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse als auch von einer komplexen persönlichen Motivlage. Meine eigene Patenschaft bildete die autoethnografische Säule meiner Forschung. Carolyn Ellis, eine der bekanntesten Figuren im Feld der Autoethnografie, hält zu diesem besonderen Modus der Forschung Folgendes fest:

As a genre of writing and research, autoethnography starts with personal experiences and studies »us« in relationships and situations. Doing autoethnography involves a back-and-forth movement between experiencing and examining a vulnerable self and observing and revealing the broader context of that experience. (Ellis 2007, S. 13f.)

Obwohl ich auch mit meinen weiteren Rollen einen hohen Grad an Immersion in mein Forschungsfeld erlebte, stand mein eigenes Erleben bei diesen nicht im Zentrum der Beschreibungen und Analysen. Die Erfahrungen als Patin nutze ich in dieser Arbeit in einem autoethnografischen Sinne hingegen bewusst »for the purpose of offering unique insights about social life about a specified topic—insights not possible using other methods« (Adams/Herrmann 2023, S. 2). Dabei nehmen insbesondere die Emotionen und Affekte (zur Unterscheidung beider Begriffe s. 2.4.1), welche ich in und im Zusammenhang mit meiner Patenschaft erfuhr, eine zentrale Funktion ein:

As writers and researchers, we just don't know things; we feel them. Good autoethnography does not downplay the fact that people are emotional beings. We experience love, anger, despair, joy, bliss, disgust, and all the other feelings that comprise the range of human emotions. In good autoethnography, the narrative's verisimilitude is built through the author's emotional integrity. (Ebd.)

Meine eigenen Emotionen und Affekte als forschende Patin erlaubten mir Einblicke und Erkenntnisse, die mir ohne diese radikalste Form der Binnenperspektive verwehrt geblieben wären. Entsprechend trifft hier Autoethnografie auf *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018), bei der die Reflexion der affektiv-emotionalen Erfah-

rungsdimension der Forschenden zum bewusst eingesetzten epistemischen Werkzeug wird. Mein eigenes Fallbeispiel ist aufgrund der Dichte der Erfahrungen das umfangreichste und ist den anderen Fallbeispielen vorangestellt. Hierin finden sich zentrale Aspekte des Patinnenseins wieder, die auf die nachfolgenden Fallbeispiele gewissermaßen vorbereiten. Ich werde jedoch auch an anderen Stellen in meiner Arbeit Einblicke in meine eigenen (Patenschafts-)Erfahrungen geben, »[to] analyze and describe crucial research results through systematically practiced emotional reflexivity« (Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019, S. 288).

Bereits wenige Wochen nach meinem ersten Kontakt wurde ich im April 2019 selbst in eine Patenschaft mit einem 15-jährigen Mädchen gematcht. Als ich von Mirjam zuvor nach meinen Präferenzen gefragt wurde, gab ich an, dass ich mir eine Patenschaft mit einer Jugendlichen besser vorstellen könne als mit einem jüngeren Kind. Durch meine frühere Tätigkeit in einem sozialpädagogischen Bildungsprojekt, in dem ich Schulabbrecher:innen hauptsächlich Englisch- und Mathematikunterricht gab und damit meinen Teil dazu beitrug, sie auf ihrem Weg zur Nichtschülerprüfung zu begleiten, hatte ich mit der Altersgruppe ab 15 Jahren bereits Erfahrung gesammelt. Mirjam machte mir dann den Vorschlag, eine Patenschaft mit Lara einzugehen. Drei ihrer sieben Geschwister hatten zu diesem Zeitpunkt bereits Patenschaftserfahrungen. Die Koordinatorin suggerierte mir, dass ich somit sicher auch mit den anderen Patinnen in Kontakt treten könne, was sowohl für meine Forschung als auch für meine eigene Patenschaftserfahrung vorteilhaft sei. Ich besprach mit der Koordinatorin, dass es wichtig sei, meiner zukünftigen Patenjugendlichen und auch deren Vater gleich zu Beginn im Vermittlungsgespräch meine Doppelrolle als Patin und Forscherin deutlich zu machen. Als der Moment des Kennenlerngesprächs gekommen war, bat Mirjam eine Dolmetscherin aus dem Kreis der Honorarkräfte zum Gespräch hinzu, die ihr Bestes gab, Begriffe wie *interkulturelle Begegnung*, *Beziehungsgestaltung* und *Anthropologie* ins Arabische zu übersetzen. Besonders beim Begriff der *interkulturellen Begegnung* geriet sie sichtlich ins Stocken und die Stirn des Vaters warf mit jedem Moment, den sich die Übersetzungsleistung in die Länge zog, tiefere Falten. Er setzte dem Thema zunächst ein Ende, indem er hinsichtlich möglicher Interviewgespräche mit ihm und seiner Frau übersetzen ließ: »Wir lernen uns erst einmal kennen und dann ergibt sich alles Weitere.« (26.03.2019) Das war für mich und auch Mirjam für den Moment in Ordnung. Sie resümierte im Nachgang des Gesprächs mit mir, dass der Wunsch, alle Eventualitäten im Voraus abzuklären, sehr deutsch sei und die Patenfamilien das Ganze meist lockerer sähen.⁷ Obwohl es in diesem Moment keineswegs mein Anliegen war, mir das Einverständnis für künftige Gespräche und Interviews zu sichern, sondern es mir vielmehr um Transparenz bezüglich meiner

7 Eine ähnliche Reaktion erlebte der Anthropologe John Mathias als er versuchte, mit seinem Schlüsselinformanten Semesh den Rahmen seiner kollaborativen Forschung festzulegen: »Over the past few years, however, as our interactions have expanded and deepened, I have come to see that Sumesh's initial lack of interest in a contractual alliance was not a misunderstanding, let alone evidence of distrust. He wanted a more flexible, personal relationship, a friendship grounded in a common political vision. Rather than a contract, he wanted to begin from camaraderie.« (Mathias 2010, S. 213f.) Auf ähnliche Weise verstand ich die Reaktion von Laras Vater. Der Rahmen, innerhalb dessen ich Gespräche mit ihm und seiner Frau führen würde können, war abhängig von der Beziehung, die sich zwischen uns entwickeln würde.

Doppelrolle ging, sah ich ein, dass die Situation an dieser Stelle nicht mehr hergab, als Letztere lediglich zu erwähnen.⁸

Ich versuchte infolgedessen, gegenüber meiner Patenjugendlichen im Verlauf unserer Treffen immer wieder einzuwerfen, dass mich Patenschaften nicht nur interessierten, weil wir miteinander eine solche führten, sondern auch weil ich eine Forschung zum Thema machte. Sie quittierte dies zumeist mit einem Nicken. Ich bin mir bis heute unschlüssig, ob diese Reaktion bedeutete, dass ihr das bereits klar war, dass es für sie keine größere Relevanz besaß, oder dass sie nicht genau verstand, was das bedeutete, jedoch nicht weiter nachfragen wollte. Vermutlich war es eine Mischung der drei Möglichkeiten. So auch als ich sie zu einem unserer Treffen mit an die Universität nahm: Wir liefen durch die Mensa, besuchten die großen Hörsäle, aßen in einem studentischen Café Kuchen und verweilten in der eindrucksvollen philologischen Bibliothek der FU mit ihrem geodätischen Kuppeldach. Als wir einen Abstecher in mein Büro machten, zeigte ich ihr die Postkarten zum Thema Patenschaften, die zu einem meiner ersten Workshops im Verein gestaltet wurden, und die neben meinem Schreibtisch hingen. Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit darauf und erklärte, dass die Postkarten in meinem Büro hingen, weil die Patenschaften auch für meine Arbeit wichtig seien. Die Reaktion war die übliche.

In welchem Ausmaß meine Doppelrolle die Beziehung zu Lara prägte, wird in einer Vignette deutlich, die ich zum Zwecke der Veröffentlichung der Ergebnisse des studentischen Praktikumsprojektes (s. 2.2.3) verfasste:

Zu einem bemerkenswerten Treffen mit Lara habe ich nie ein Protokoll oder anderweitige Gedächtnisstützen angefertigt. Und es ist genau dieser Umstand, der die Erfahrung bedeutsam macht. Wir treffen uns am Abend, bevor ich in die Weihnachtsferien fahre. Die Zeit vor dem Jahreswechsel ist bekannterweise zumeist alles andere als besinnlich und geruhsam und die Vorstellung, mich nach dem Treffen mit Lara während des Packens, oder bereits im Kreise meiner Familie am nächsten Tag hinzusetzen und wie üblich ein ausführliches Gedächtnisprotokoll zu unserem Treffen anzufertigen, ruft in mir Widerstreben und Unlust hervor. Ich entscheide mich darum, dieses Treffen einmal *off the record* laufen zu lassen und der üblichen Prozedur von Reflexion und Verschriftlichung zu entziehen. Ich erlebe diese Begegnung als unglaublich entspannt, persönlich und nah: Lara kommt zu mir nach Hause, wir backen Plätzchen, malen Mandalas aus und haben Spaß dabei. Während der ganzen Zeit hören wir Mudi, Laras Lieblingsrapper.

Zu unserem Pat:innentreffen [hiermit ist die Fokusgruppe gemeint] im neuen Jahr tauschen wir uns dann über unsere jüngsten Erfahrungen aus, und ich bezeichne dieses Treffen als eines der schönsten, das ich in meiner Patenschaft bislang hatte – weil ich den Druck des Reflektierens und Protokollierens herausnahm und weil wir etwas taten, das uns beiden Spaß zu machen schien. Letzteres funktioniert mal mehr, mal weniger gut. Nicht selten sind es die Pat:innen, die sich den Wünschen der Patenkinder

8 De facto führte ich mit Laras Eltern nie Gespräche, die ich im Rahmen meiner Forschung konkret geplant hätte, sondern gewann einen Eindruck ihrer Perspektive in kürzeren informellen Gesprächen, meist übersetzt von den Kindern der Familie. Das lag nicht zuletzt an den Sprachbarrieren, die zu ihnen bestanden. Weiterhin fürchtete ich, meine Beziehung zu Lara und ihrer Familie zu irritieren, indem ich möglicherweise den Anschein erweckte, ich würde ihre Familie und deren Fluchterfahrung beforschen.

und -jugendlichen anpassen, was nicht zuletzt mit dem oftmals beträchtlichen Altersunterschied zusammenhängt.

Die hier zwei Monate später niedergeschriebenen Gedanken basieren somit nicht auf unmittelbaren Gedächtnisprotokollen, die helfen, konkrete Gesprächsinhalte und Interaktionen zu erinnern. Ich besinne mich lediglich auf ein Gefühl, eine Stimmung, die geprägt schien von einer neuen Form der Vertrautheit. Das verführt natürlich, weit mehr als beim Rückgriff auf sorgfältig geführte Notizen, dazu, blumig zu rekonstruieren und filterlos hineinzuiinterpretieren. Doch mir geht es hier um einen anderen Aspekt, mit dem sich alle Studierenden [unserer Fokusgruppe] (und sicher alle Anthropolog:innen im Verlaufe ihrer Feldforschungen) bereits auf die ein oder andere Weise auseinandergesetzt haben: Die Antizipation des bevorstehenden Protokollierens und Reflektierens macht etwas mit einem selbst, sie prägt die Wahrnehmung und Positionierung im Moment des Erlebens entscheidend mit. Ich ließ [in jenem vorweihnachtlichen Beisammensein] weitestgehend ab von den zahlreichen Filmen, die normalerweise bei diesen Treffen parallel im Hinterkopf ablaufen und mir stets eine gewisse Anspannung bescheren, da die Interpretation des Erlebten bereits im Moment des Erlebens beginnt. Ich gewann den Eindruck, dass sich mein Hineinfallenlassen in die Begegnung und das Abnehmen der Forscherinnenbrille an diesem Abend (bis zu welchen Grad dies wirklich möglich ist, ist eine andere Frage) nicht nur auf mich, sondern zugleich auch auf mein Gegenüber, auf den affektiven Raum zwischen uns, auswirkte. Auch Lara wirkte ruhiger und zugleich offener als sonst. Im Sinne des ethnografischen Forschens kann der Verzicht auf das Protokollieren kein Dauerzustand sein. Jedoch erlaubte mir diese vorweihnachtliche Pause von meiner Forschung die Reflexion darüber, wie sehr meine Rolle als Anthropologin fortwährend die Begegnung mit Lara mitbestimmt. Lara und ich erinnern uns des Öfteren an diesen Abend. Auch ihr scheint er in guter Erinnerung zu bleiben.

Nach dem Abschluss meiner Datenerhebung verzichtete ich größtenteils darauf, Feldnotizen zu unseren Treffen anzufertigen. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit, die ich in der obigen Vignette zum Ausdruck zu bringen versuchte, etablierte sich zu einer neuen Norm in unserer Beziehung. Die ›Forscherinnenbrille‹ war für meine Erfahrung als Patin jedoch nicht ausschließlich eine Belastung.

Spätestens seit der *Writing Culture*-Debatte ist die kritische Selbstreflexion unabdinglicher Baustein der ethnologischen Methodologie. Im Modus der *affective scholarship* soll diese Selbstreflexion nun auf die affektiv-emotionale Erfahrungsebene der Forschenden ausgeweitet werden. Um diese epistemisch nutzbar zu machen, unterstützt eine regelmäßige Dokumentation, wie die Sozial- und Kulturanthropolog:innen Stodulka, Dinkelaker und Thajib (2019, S. 284f.) darlegen:

[T]he researcher's emotional literacy and reflexivity can be trained through regular documentation of affective experience (whether unsettling, overwhelming, difficult, pleasurable, or simply ordinary). The act of documenting it helps it become a habitual mode of affectively aware perception and attention to the researched phenomena. [...] Attending to and documenting affective experience during fieldwork fosters understandings of field relations, while preserving them for later-stage analyses.

Dabei unterstützt die epistemisch fruchtbare Reflexion zugleich bei der Verarbeitung der Affekte und Emotionen der Forschenden. Ein solcher Habitus der Dokumentation und kritischen Selbstreflexion als Forscherin und die Distanzierung, die sich aus der analytischen Perspektivierung des Erlebens ergibt, wurden für mich zu wertvollen Möglichkeiten, meine Rolle als Patin zu verstehen und auszufüllen. Sie halfen mir in Momenten von Irritation, Unsicherheit und Verletzung in der Patenschaft, »to let off steam« (ebd., S. 284), und unterstützten mich dabei, die Erfahrung zu durchdringen. Zugleich führten die Unmittelbarkeit, mit der ich verschiedene Aspekte in der Begegnung mit meiner Patenjugendlichen, ihrer Familie oder auch der Vereinsarbeit erlebte, zur Identifizierung von Schlüsselmotiven in meiner Forschung. Dies galt insbesondere in Bezug auf die Anstrengungen, die mit den Rollenaushandlungen in Patenschaften und der Verhandlung der unterschiedlichen Bedürfnisse, Erwartungen und Ansprüche der an der Patenschaft beteiligten Akteure einhergehen.

Weiterhin erlaubten meine multiple Involviertheit und insbesondere meine Rolle als Patin nicht nur Zugänge zu verschiedenen Akteuren, vor allem zu anderen Pat:innen, sondern ermöglichten es mir darüber hinaus, ihre Erfahrungen zu teilen bzw. besser nachvollziehen zu können. Meine eigenen Anekdoten, die ich in Interviews und Gesprächen wiederholt einbrachte und von deren affektiven und ungefilterten Gehalt ich in der späteren Beschäftigung mit meinem Material wiederholt überrascht war, lenkten dabei vielfach den Austausch mit meinen Gesprächspartner:innen. In diesem Austausch mit anderen Pat:innen und Koordinatorinnen fand ich eine weitere Plattform der Bewältigung meiner Erfahrungen. Denn er bildete für mich ebenfalls ein Ventil, durch welches ich der Erfahrung gemeinsam mit meinen Gegenübern nachspüren, ihr Sinn verleihen und sie in ein zusammenhängendes Narrativ, ja später sogar ein theoretisches Konzept kleiden konnte. Zugleich evozierten meine Narrative vielfach affektiv-emotionale Reaktionen und Gesprächsinhalte bei meinen Gesprächspartner:innen. Ich beobachtete bei anderen Pat:innen ebenfalls das Bedürfnis, die Erfahrung zu teilen, über das Erlebte zu sprechen und Resonanz zu erfahren. Ich bezeichne diese Formen des Austauschs daher als *affektive Triangulation*. Triangulation bezeichnet in der Sozial- und Kulturanthropologie den Versuch, anhand verschiedener Methoden vielfältige Daten zu einem Themenfeld zu erheben und hierdurch einer einseitigen Darstellung des untersuchten Phänomens entgegenzuwirken. Der Austausch mit anderen Pat:innen und Koordinatorinnen, in dem ich meine eigenen Erfahrungen in der Patenschaft artikulierte und zur Diskussion stellte und damit zugleich vergleichbare Narrative evozierte, ermöglichte mir, eine Vielstimmigkeit und ein Korrektiv in den autoethnografisch geprägten Bereich meiner Forschung zu bringen, sodass eine affektive Dialektik entstand. Das Motiv dahinter war jedoch nicht nur epistemischer Natur, sondern entsprang zugleich jenem Bedürfnis nach Erfahrungsbewältigung und Sinnsuche.

2.2.2 In der eigenen Nachbarschaft forschen

Auch das Berliner Setting meiner Forschung prägte entscheidend den Verlauf meines Projektes. Ich führte meine Forschung in der Nachbarschaft durch, die ich mein Zuhause nenne. Das brachte verschiedene Vor- und Nachteile mit sich: Die städtische Umgebung meines Forschungsfeldes war mir bereits – wie zu Beginn dargestellt – auf eine spezifi-

sche Weise vertraut. Dennoch lernte ich den Kiez und dessen Bewohner:innen neu kennen: Ich entdeckte Orte, an denen ich zuvor achtlos vorbeigegangen war und teilte Erfahrungen mit Menschen, die ich bis dahin nicht zu meinem sozialen Umfeld zählte. Ich war nicht mit der Herausforderung konfrontiert, mich in einer unbekannten Umgebung zu rechtfinden zu müssen und diese in einer Fremdsprache zu navigieren – obwohl sich im Verlauf meiner Forschung wiederholt bestätigte, dass arabische Sprachkenntnisse hilfreich gewesen wären und mir sicherlich den herausfordernden Zugang zu den Patenfamilien erleichtert hätten. Ich kehrte grundsätzlich nach meinen Aufenthalten im Feld in meine eigenen vier Wände zurück. Vielfach kam ich direkt von meiner Tätigkeit an der Universität ins Kiezcafé oder traf mich mit Lara. Mein Berufs- und Privatleben liefen parallel zu meiner Forschung weiter. Das gestaltete sich mitunter höchst herausfordernd, da ich die alltäglichen Ansprüche und Aufgaben, die unvermindert weiter an mich herangetragen wurden, mit meiner Immersion ins Forschungsfeld verhandeln musste. Zugleich konnte ich mich in meine gewohnte Umgebung zurückziehen, wenn die Eindrücke zu überwältigend wurden. Diese Verquickung meines Privat- und Berufslebens mit meiner Forschung lässt sich an einem Tag anschaulich illustrieren:

Es ist ein Mittwoch und ich unterrichte am Vormittag das Seminar »Transkulturelle Beziehungen und Begegnungen«. Hieran nimmt die Mehrzahl der Studierenden der Fokusgruppe teil, darunter auch Karoline, die Patin der Schwester von Lara. Laras ältere Schwester wird sich an diesem Tag verloben. Karoline und ich sind zu dem Anlass eingeladen und nervös. Am Nachmittag vor der Feier, nach dem Seminar, kommt Karoline noch einmal in mein Büro und wir verpacken gemeinsam das Geschenk für ihre Patenjugendliche. Später treffen wir uns an der Haltestelle um gemeinsam zu der Feier zu gehen. Der Termin wurde aufgrund familiärer Umstände bereits mehrfach verschoben. Wegen eines Trauerfalls in der Familie des Verlobten findet die Feier nun nicht – wie sonst üblich – in einer der großen Feierhallen in Berlin statt, sondern etwas bescheidender bei der Familie meiner Patenjugendlichen zu Hause.

Als wir die Wohnung betreten, begrüßt mich eine junge Frau, die ich erst auf den zweiten Blick ganz verblüfft als Lara erkenne. Der Abend gehört den Frauen. Alle sind herausgeputzt. Obwohl auch ich mich in Schale geworfen habe, fühle ich mich underdressed. Viele der Frauen tragen farbenfrohe und ausladende Kleider und sind perfekt geschminkt. Lange Haare werden offen oder in einer aufwendigen Hochsteckfrisur getragen. Frauen aller Altersgruppen schweben beinahe ätherisch durch die Räume der Wohnung. Es liegen Nervosität und Unruhe in der Luft und erst einige Zeit später lassen die Anwesenden sich im Wohnzimmer nieder. Karoline und ich haben zu diesem Zeitpunkt bereits im hinteren Teil des Zimmers Platz genommen. Außer dem Vater der Verlobten und dem zukünftigen Bräutigam, die sich zu festgesetzten Abläufen ebenfalls im Wohnzimmer einfinden, sind keine Männer anwesend. Das Wohnzimmer füllt sich mehr und mehr mit Menschen. Ich hätte zuvor nicht für möglich gehalten, dass eine solche Anzahl in eine Mietswohnung passen würde. Immer wieder denke ich, dass ein solches Ereignis in dem Haus, in dem ich wohne, undenkbar wäre. Die Luft wird schnell stickig. Die eisige Winterluft, die durch die schmalen Ritzen der verhangenen Fenster dringt, ändert daran nichts.

Karoline und ich sitzen unweit einer hin und wieder übersteuernden Bassbox. Neben der dritten Patin in der Familie, die etwas später mit einer Freundin ebenfalls zur Feier

kommt, sind Karoline und ich die einzigen Anwesenden, die nicht des Arabischen mächtig sind. Das wirkt sich bedauerlicherweise auf unsere Möglichkeiten aus, mit unseren Sitznachbarinnen in Kontakt zu treten, da diese wiederum einer älteren Generation angehören und kein Deutsch sprechen. Wir tun unser Bestes, dennoch gestikulierend einen freundlichen Austausch zustande zu bringen. Die Stimmung wird aufgeheizter, besonders als die zukünftige Braut in ihrem prachtvollen Kleid den Raum betritt und beginnt mit den Anwesenden zu tanzen. Sie sieht aus wie eine Prinzessin, denke ich. Der Raum wird immer wieder gefüllt von trillernden Segenswünschen. Später werden Essensboxen eines nahegelegenen Imbisses herumgereicht, deren Inhalt die Anwesenden auf ihrem Schoß verzehren. Die Frauen tanzen, mal allein, mal an den Händen gefasst im Kreis. Zu späterer Stunde übersetzt mir Lara die Aufforderung ihrer Mutter, dass die Reihe nun an mir sei. Nicht ohne Karoline und auch Josefine mit in das Zentrum der mir unangenehmen Aufmerksamkeit zu ziehen, nehme ich meine Pflicht wahr. Als ich Lara auffordere, solidarisch mitzutanzten – sie hat mir schließlich diese Bühne eingebracht – teilt sie mir im Vorübergehen abwinkend mit, dass sie den Tanz nicht kenne – er sei syrisch.

Erschöpft und etwas überreizt mache ich mich gemeinsam mit Karoline zu späterer Stunde auf den Heimweg. Dieser bunte und laute Abend endet für mich nach einer kurzen S-Bahnfahrt in meinem eigenen Bett. Ich genieße die Ruhe und kann dennoch so voll an Eindrücken nicht gleich Schlaf finden. Mir schwirrt noch immer der Kopf. Am kommenden Tag gestatte ich mir etwas später als sonst üblich ins Büro zu fahren, wo ich meinen Kolleginnen von den Erlebnissen berichte und beginne, meine Feldnotizen anzufertigen. Dieser Tag versinnbildlicht mein Oszillieren zwischen intensiven Erfahrungen in meinem Forschungsfeld und meinem gewohnten Alltag.

2.2.3 Engagiert forschen?!

Neben meiner akademischen Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin arbeitete ich, wie bereits erwähnt, für zwei Jahre parallel dazu in einem Bildungsprojekt, das Schulabbrecher:innen einen alternativen Weg zu Abschlüssen und damit den Übergang in Ausbildungen bzw. weiterführende Schulen ermöglichen sollte. Durch dieses Berufsfeld wurde ich in praktischer Hinsicht mit den Tücken und Ungerechtigkeiten des deutschen Bildungssystems konfrontiert. Diese Tätigkeit komplettierte meine akademische und häufig sehr theorielastige Arbeit und legte die Grundlage für meinen Anspruch, mein Promotionsprojekt engagiert zu gestalten.

Doch was bedeutet eine engagierte, angewandte, kollaborative und partizipative Forschung – Begrifflichkeiten, die trotz definitorischer Unterschiede Schnittstellen aufweisen und vielfach synonym verwendet werden?⁹ In diesen Attributen äußern sich

9 Ein weiteres hiermit eng verwandtes Theorie- und Praxisfeld ist jenes der *Public Anthropology*. In der Einleitung zu dem Sammelband *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer* (2025b), der aus dem gleichnamigen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Netzwerk hervorgegangen ist, heben die Herausgeber:innen Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch dessen Aktualität und historische Kontinuität hervor: »Während Ethnolog:innen schon lange mit verschiedenen (auch nicht-textuellen) Formaten der Wissensvermittlung arbeiten, sind das Feld der »öffentlichen Ethnologie« und die damit verbundenen Themen, Konzepte und Praktiken in der jüngeren Vergangenheit ver-

Ansprüche, die das Fach der Sozial- und Kulturanthropologie seit seiner Entstehung in unterschiedlichen Ausprägungen begleiten (Low/Merry 2010, S. S204ff.) und vielfach mit der Forderung nach dessen Dekolonisierung einhergehen (Cervone 2016). Die engen persönlichen Beziehungen, die im Rahmen ethnologischer Langzeitforschung entstehen, die Erforschung von Strukturen und Dynamiken, die Ausdruck historisch gewachsener Machtasymmetrien, Ungleichheiten, Benachteiligungen, Diskriminierungen und Gewaltspiralen sind, sowie die damit verbundene wiederkehrende und kritische Reflexion von Ethik und Methodik im Fach führten immer wieder zu Debatten: Was sind legitime Forschungsfelder – und für wen? Wie entstehen Daten und wie können sie dargestellt werden? Welchen Akteuren gegenüber sind Forschende Rechenschaft schuldig? Wem und zu welchem Zwecke sollten Forschungsergebnisse zugänglich gemacht werden? Was bedeutet Reziprozität? Wann und wie können und sollen Anthropologinnen sich mit Forschungspartnerinnen und deren Agenden alliieren? Und welche Konsequenzen haben all diese Fragen für Methodologie, Zugänge und Beziehungen im Feld sowie die Datengenerierung? Wie ist mit damit verbundenen Herausforderungen und Dilemmata umzugehen? Das Feld engagierter Anthropologie greift dabei Fragen um Verantwortung und Verantwortlichkeit auf, die bereits die *Writing Culture*-Bewegung adressierte, erweitert jedoch die damaligen Debatten um Fragen der Repräsentation um die Auseinandersetzung mit Formen und Möglichkeiten der Partizipation. Kurz: Reflexivität im Text wird auf Reflexivität außerhalb des Textes ausgeweitet (Kirsch 2018, S. 2).

Das Spektrum engagierter Anthropologie lässt sich zwischen zwei Extrempositionen verorten: D'Andrades (1995) Kritik an den *moral models* von Forschenden mit ihrem impliziten kulturellen Bias, die jedweden Engagement zugrunde liegen, und seine Verteidigung wissenschaftlicher Objektivität einerseits und andererseits Scheper-Hughes' (1995) Anspruch, dass anthropologisches Schaffen immer *ethically grounded* sein müsse und moralischer Relativismus (abgeleitet von Kulturrelativismus) nicht länger haltbar sei, bilden dabei die zwei rahmenden Pole. Doch inwiefern kann wissenschaftlich-objektive Neutralität im Feld behauptet werden, wenn doch bereits die Wahl des Forschungsfeldes sowie die angewandte Methodologie (subjektive) ethische Überlegungen beinhalten (ebd., S. 423)? Zudem zeugt Scheper-Hughes zufolge die Distanz zu Forschungssubjekten und ihrem politischen Kampf keinesfalls von Neutralität, da Nicht-Handeln ebenfalls (politische) Konsequenzen hat (ebd., S. 418). Wie kann mit der Forderung von Forschungspartner:innen an die Forschenden umgegangen werden, die vermeintliche Neutralität und Objektivität aufzugeben (Linstroth 2016; Kirsch 2018, S. 5)? Besonders bezogen auf komplizenhafte Allianzen der Sozial- und Kulturanthropologie im Kolonialismus und koloniale Kontinuitäten, die bis heute die Grundlage globaler Ungerechtigkeiten,

stärkt in den Fokus der Fachdiskussionen gerückt. Aktuelle Verständnisse von Public Anthropology im deutschsprachigen Raum sind dabei insbesondere von anglophonen Fachdebatten geprägt – sowohl aus dem Bereich der Public und Engaged Anthropology als auch damit verbundenen Perspektiven der Feminist Anthropology –, aus denen jeweils zentrale Elemente in diesen sich gegenwärtig neu formierenden Teilbereich ethnologischen Arbeitens einfließen.« (Dilger et al. 2025a: 16f.) Während sie die Grenze zwischen öffentlicher und engagierter Anthropologie als fließend bezeichnen, zielen Ersterer noch stärker als Letztere auf die »Vermittlung anthropologischen Wissens in breite Öffentlichkeiten« (ebd.: 17) ab.

sozioökonomischer Disparitäten, Machtasymmetrien und Abhängigkeiten bilden, habe das Fach geradezu die Pflicht, sich gegen menschliches Leiden zu engagieren, wie Low und Merry (2010, S. S211) betonen. Eine solide wissenschaftliche Basis sowie eine fortwährende sensible Reflexion der eigenen Position und Positionalität sollten dabei stets die Grundlage jedweden (politischen) Engagements im Feld darstellen (Scheper-Hughes 1995, S. 421ff.).

In Abhängigkeit von den Formen des Engagements müssen sich engagierte Anthropolog:innen mit diversen Dilemmata und Herausforderungen auseinandersetzen. Dazu gehören beispielsweise institutionelle Barrieren:

Departmental or university norms along with corporate and company norms of what constitutes a legitimate work product, guidelines of what is publishable, the organization and structure of professional meetings, and the funding rules of granting agencies contribute to silencing advocacy and activism. (Low/Merry 2010, S. S212)

Weiterhin wurde Emotionalität und moralischen Bewertungen, welche politisch und ethisch positionierte Texte besonders prägen, in bis dato gängigen Modi der Repräsentation lange Zeit kaum Raum zugestanden. Schwierigkeiten entstehen auch, wenn die eigenen ethisch-moralischen Ansprüche, die *moral models*, um D'Andrades Begriff aufzugreifen, sich von denen der Forschungspartnerinnen unterscheiden und Ergebnisse somit unaussprechlich werden – was besonders beim *studying-up* heikel wird (ebd., 213; Kirsch 2018, S. 28f.) – oder die Offenlegung der Ergebnisse die Agenda der Forschungspartner gefährden würde (ebd.). Immer wieder müssen engagierte Anthropolog:innen zudem das lang debattierte Spannungsverhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus bzw. Relativismus verhandeln. Forschende müssen zudem abwägen, wann die Äußerung von Kritik an Gesellschaften und Regierungen, die nicht ihre eigenen sind, legitim ist, um nicht in neokoloniale, imperiale und missionarische Zurechtweisungen und Besserwissertum zu verfallen (Low/Merry 2010, S. S212ff.). Auch ein konzeptioneller Spagat zwischen einem strategischen Essentialismus auf der einen und der fachtheoretisch lang etablierten Kritik am Kulturbegriff auf der anderen Seite begleitet die engagierte Forschung immer wieder, was z.B. besonders in Fällen um die Verteidigung von Landrechten indigener Gruppen sichtbar wird (Hale 2006).

Low und Merry (2010, S. S203) benennen sechs Kategorien, in die sie verschiedene Formen engagierter Forschung einordnen.¹⁰ Sie unterscheiden dabei zwischen »(1) sharing and support, (2) teaching and public education, (3) social critique, (4) collaboration, (5) advocacy [und] (6) activism«. Mit *sharing and support* verweisen die Autorinnen auf alltägliche Praktiken von Freundschaft oder auch Verwandtschaft, geteilte Visionen und Ideale von Gerechtigkeit, die den meisten Formen zeitgenössischer anthropologischer Forschung zugrunde liegen. Auch das Teilen von Ressourcen – die Basis anthropologischer Verantwortlichkeit und Reziprozität – schließt diese Kategorie ein. *Teaching and public education* bezieht sich auf Formen des Unterrichtens, Aufklärens und Einbeziehens, sowohl von Forschungspartnern und außeruniversitären Publika, als auch von Studierenden-

10 Low und Merry (2010, S. S207) unterstreichen, dass diese Kategorien lediglich einem analytischen Zweck dienen und Überschneidungen ihnen inhärent sind.

den, wobei Letztere mitunter aktiv in Forschungsprozesse eingebunden werden (ebd., S. S207f.). »Thus, ›teaching‹ as an engaged activity has many forms, include classroom teaching, community outreach, training, workshops, and numerous other pedagogical and didactic forms, including serving as a public intellectual.« (Ebd., S. S208) *Social critique* bezieht sich auf anthropologisches Wirken, das seine Methoden und Theorien verwendet um Machtverhältnisse und Ungleichheitsstrukturen aufzudecken, sei es bezogen auf Gesundheitsversorgung, Entwicklungsdynamiken und Umweltschutz, Genozid und Menschenrechtsverletzungen, geschlechterspezifische Gewalt, Kriegsfolgen, oder auch die missbräuchliche und diskriminierende Verwendung alltäglicher Konzepte wie Kultur, *race* und Modernisierung (ebd., S208f.). In die Kategorie um *collaboration* ordnen die Autorinnen Projekte ein, in denen Forschende im Feld teilnehmen, um die Ziele der Forschungspartnerinnen umzusetzen. Dies kann eine geteilte Leitung von Forschungsprojekten bis hin zu der Beteiligung von Anthropolog:innen an Politikgestaltung bedeuten. Auch Formen der *Public Anthropology* werden hierzu gezählt (ebd., S209f.). *Advocacy* beschreibt das Wirken von Forschenden

to assist local communities in organizing efforts, giving testimony, acting as an expert witness in court, witnessing human rights violations, serving as a translator between community and government officials or corporations, and helping local groups use international principles such as human rights by working to vernaculize them. (Ebd., S. 210)

Activism schließlich sei den Autorinnen zufolge nur schwer von *advocacy* zu trennen, wobei Aktivismus in besonderem Maße die Verantwortung adressiere, die Anthropologie in den Dienst der Dekolonisierung zu stellen. Loyalitäten werden hier umso komplexer, wenn Forschende für NGOs, Regierungsorganisationen o.Ä. arbeiten und ihre Verantwortlichkeiten und Verbindlichkeiten zwischen Wissenschaft, ihren Forschungspartnerinnen und der arbeitgebenden Institution verhandeln müssen (ebd., S. S211).

Ich möchte diesen Überblick nutzen, um meine eigene Forschung konkreter im Feld engagierter Anthropologie und kollaborativer Methoden zu verorten. Ich fokussiere im Folgenden die Aspekte (2) *teaching and public education*, (4) *collaboration* sowie (3) *social critique* um meine Methodik und Positionierung sowie meine Positionalität im Feld näher auszuführen.

Lehre und außerakademische Öffentlichkeiten

Der Schwerpunkt des Engagements meiner Forschung liegt im Bereich der Lehre und öffentlichen Bildung: Mit der Unterstützung von Kolleg:innen initiierte ich das kollaborative Praktikumsprojekt »Integration als dialogischer Prozess« zwischen dem Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der FU Berlin und WG und koordinierte und begleitete hierin Studierende der Sozial- und Kulturanthropologie, die ebenfalls Patenschaften eingingen. Ihnen sollte die transkulturelle Begegnung (im Rahmen der zivilgesellschaftlichen Integrations- und Geflüchtetenarbeit), die Verschiebung und Relativierung der eigenen Perspektive sowie die Reflexion der Patenschaftsbeziehung und der eigenen Positionalität und Positionierung hierin – allesamt Schwerpunkte eines anthropologischen Studiums – erfahrbar gemacht werden. Auf der anderen Seite stand die Überle-

gung, dass das Studium der Sozial- und Kulturanthropologie Wissen um und Sensibilität für die Diversität von Lebensformen vermittelt, die wiederum für die Begegnung in einer Patenschaft bedeutsam sein könnten. Unter diesen Vorzeichen formierte sich eine Gruppe mit neun Bachelor-Studierenden, in der wir in regelmäßigen Abständen miteinander unsere Erfahrungen in den Patenschaften diskutierten und reflektierten und alltägliche Grundannahmen und -begriffe kritisch hinterfragten. Eine fachtheoretische Grundlage dieser Diskussionen und Reflexionen bildete das Bachelor-Seminar »Transnationale Beziehungen und Begegnungen«, an dem die Studierenden teilnahmen. Dieses widmete sich Migrations- und Transnationalismustheorien sowie Debatten um Integration und Teilhabe. Anhand dieser Ansätze sollte die Komplexität der Migrationserfahrung und die daraus entstehenden sozialen Netzwerke, die zumeist einseitige Erwartungshaltung in politischen und medialen Integrationsdebatten, kulturessentialistische Grundannahmen in Identitätsdiskursen, strukturelle Benachteiligungen von Minderheiten im Bildungssystem und Formen sogenannter »interkultureller Begegnungen« vermittelt werden. Diese Ansätze bildeten nicht nur einen theoretischen Bezugsrahmen für unsere Gruppendiskussionen, sondern prägten auch die fachtheoretische Grundlage meiner Forschung.

Mit folgenden Worten beschrieb Elena, eine der Teilnehmenden am Praktikumsprojekt, in einer Vignette unsere Gruppengespräche:

Alle zwei Wochen treffen wir uns in einem Café an der Uni. Alle Mitstudierenden, die eine Patenschaft angefangen haben und Franziska, die ihre Promotionsarbeit über Patenschaftsbeziehungen schreibt. Wir sitzen gemütlich beisammen, trinken Tee und Kaffee, frühstücken in aller Ruhe. Wir erzählen uns von unseren Patenschaften, von den Erfahrungen, die wir mit den Kindern und Jugendlichen machen und von den Personen, die wir kennenlernen. Das alles jedoch höchst kritisch, immer hinterfragend und in ständiger Reflexion mit uns selbst. Was bedeutet es für uns, eine Patenschaft einzugehen? Bezeichnen wir die Beziehung als Freundschaft oder eher als Arbeit? Passt uns der Begriff des Ehrenamtes? Und welche Rollen nehmen wir je nach Situation in der Patenschaft ein? Sind wir nun Lehrer:innen, Freund:innen, wie Geschwister oder doch nur unbezahlte Babysitter:innen? Das ist schwer zu sagen. Häufig sind es verschiedene Rollen zugleich.

Wie gehen wir an diese Beziehung heran und was ändert sich, wenn wir in unserer Gruppe in einem so regen Austausch miteinander stehen? Die Gruppentreffen sind angenehm, es ist schön zusammen zu sitzen und seinen Gedanken und Sorgen freien Lauf zu lassen. Aber sie ändern auch unsere Sichtweise auf die Patenschaften. Wir bekommen einen analytischeren Blick, überlegen uns schon während der Zeit mit den Patenkindern, was wir im Nachhinein gerne aufschreiben würden. Verhalten uns vorsichtiger, versuchen eine Ebene gemeinsamer Augenhöhe zu erreichen. Aber ist das überhaupt möglich zwischen Kindern und Erwachsenen bzw. Jugendlichen und Studierenden? Oder handelt es sich hier nur um ein Ideal, eine Idee, die wir verwirklicht sehen wollen?

Und dann ist da noch die Frage, inwieweit es den Patenkindern bewusst ist, wie viele Gedanken und Überlegungen diese Patenschaften begleiten, ja wie wenig Lockerheit und Ungezwungenheit zeitweise in den einzelnen Treffen liegen. Wie reden wir in unseren Gruppentreffen über die Kinder und Jugendlichen, und wie schützen wir ihre Privatsphäre? Vor allem vor dem Hintergrund, unseren Austausch an die Öffentlichkeit zu

bringen, müssen wir uns diesen Aspekten verstärkt widmen. Wir wollen keine intimen Details ausplaudern, Geheimnisse von Jugendlichen verraten oder jemanden vor den Kopf stoßen. Wir wollen nur versuchen, einen Einblick in Patenschaften zu gewähren, in die vielen Berg- und Talfahrten der Beziehung, die Emotionen, den Prozess.

Der Einbezug der Studierenden sollte ihnen neben der eigenen Erfahrung in der Patenschaft auch einen Einblick in anthropologische Forschung geben: Wiederholt brachte ich prominente Themen meiner erhobenen Daten in unsere Diskussions- und Reflexionsrunden ein, erläuterte mein Vorgehen und die entsprechenden Abwägungen und erfragte Feedback dazu. Damit selektierte ich die besprochenen Inhalte vor und sensibilisierte die Gruppe entlang meiner aktuellen analytischen Schlüsselkategorien. Unsere Gruppensitzungen bildeten ein fachtheoretisch gerahmtes und moderiertes Austauschformat. Wir kamen ein Jahr lang im Abstand von zwei Wochen immer wieder zusammen. Damit entstand zugleich eine Fokusgruppe von Menschen mit ähnlichen Erfahrungen, in der wir über Themen sprachen, die außerhalb unserer Gruppe wenig Resonanz erfuhren. Auch ich nutzte diesen Raum um einprägsame, irritierende und emotionale Momente aus meiner Patenschaft zu besprechen und Rückmeldung zu erfahren.

Das Praktikumsprojekt war aufgrund seines institutionalisierten Rahmens Teil der Studienleistung der teilnehmenden Studierenden. Diese waren angehalten, sowohl an unseren Gruppentreffen als auch an den Weiterbildungsangeboten des Vereins regelmäßig teilzunehmen. Die Begegnungen mit den Patenkindern und unsere Austauschtreffen waren damit der Freiwilligkeit eines ›reinen‹ Ehrenamts enthoben, was jedoch einen Vorteil gegenüber den begrenzten zeitlichen Kapazitäten der sonstigen Freiwilligen darstellte: Mit regelmäßigen Stammtischen bot WG all seinen Pat:innen die Möglichkeit, untereinander Erfahrungen, Unsicherheiten, Irritationen und Konflikte auszutauschen. Dieses Format wurde jedoch von den Ehrenamtlichen aufgrund begrenzter zeitlicher Kapazitäten oftmals nur sporadisch genutzt, obwohl ein solcher Austausch gerade zu Beginn der Patenschaftsbeziehung von entscheidender Bedeutung sein kann. Die Studierenden, die an dem Praktikumsprojekt teilnahmen, waren hingegen darauf eingestellt, zeitliche Kapazitäten, die über die wöchentlichen Treffen mit ihren Patenkindern hinausgingen, für die Dokumentation und die gemeinsame Reflexion ihrer Erfahrungen einzuplanen. Die Koordinatorinnen von WG betonten wiederholt, dass ein großer Mehrwert meines Wirkens im Verein darin bestanden habe, dass das Praktikumsprojekt äußerst engagierte und reflektierte Pat:innen in den Verein gebracht habe. Dabei sei unsere regelmäßige Reflexion besonders bemerkbar gewesen.

So wie ich selbst nahmen die Studierenden innerhalb des Vereins aber vor allem auch gegenüber ihren Patenkindern ebenfalls eine Doppelrolle ein, wie Elenas obige Vignette illustriert: Auch sie begleitete die Antizipation der Verschriftlichung ihrer Erlebnisse, auch ihr Interesse ging über das bloße Ehrenamt hinaus und auch sie mussten sich mit Fragen um Ethik und Transparenz ebendieser Doppelrolle auseinandersetzen. Wir diskutierten diese Aspekte immer wieder ausführlich, bilden sie doch eine entscheidende Säule des methodologischen Rüstzeugs, das Anthropolog:innen in ihrer Ausbildung vermittelt wird. Ich erkenne darin einen bedeutsamen Mehrwert der kollaborativen Forschung mit Studierenden: Das Praktikumsprojekt bereicherte die Studierenden nicht nur um die Erfahrungen mit ihren Patenkindern und deren Famili-

en, es setzte darüber hinaus jene im Studium vielfach besprochenen fachtheoretischen und methodologischen Ansätze in die Praxis um.

Für meine Forschung hatte diese Fokusgruppe einen unschätzbaren Wert. Durch sie erhielt ich einen unmittelbaren Zugang zu den Erfahrungen, Gedanken und Gefühlswelten von Pat:innen sowie auch später Kontakt zu ihren Patenkindern und deren Eltern. Beides wäre mir ohne einen derartigen kollaborativ-partizipativen Ansatz sicher verwehrt geblieben. Zugleich erlebte ich die Rückmeldung zu meinen eigenen Erfahrungen als wichtiges Korrektiv gegenüber einer unreflektierten Generalisierung meiner autoethnografischen Erfahrungen und als wichtige Stütze im Reflexionsprozess über meine Positionalitäten und Positionierungen. Darüber hinaus erfuhr ich den Austausch auch affektiv-emotional als äußerst hilfreich und ausgleichend für mein Erleben als Patin.

Ein Ergebnis dieses Praktikumsprojektes sind ethnografische Vignetten und Reflexionen (Seise et al. o. D.), die im Mai 2021 im Encounter-Blog in vier Sprachen (neben Deutsch auch Arabisch, Farsi und Englisch) erschienen. Über mehrere Monate diskutierten wir, welche Erfahrungen sich eigneten, in diesem Format veröffentlicht zu werden, welche Inhalte wir transportieren wollten und worauf bei der Verschriftlichung geachtet werden sollte (Anonymisierung, die Vermeidung von Stereotypen, ein möglichst vielfältiges Abbild unserer Erfahrungen etc.). Unsere Texte wurden von der Motivation geleitet, einer außeruniversitären Öffentlichkeit einen Einblick in unsere Erfahrungen zu gewähren und damit den Begriff der Patenschaft greifbar und lebendig zu machen. Wir informierten mit unseren Texten über eine Form des zivilgesellschaftlichen Engagements in der Arbeit mit Menschen mit Fluchterfahrung und setzten uns mit dem häufig verwendeten Begriff der *interkulturellen Begegnung* auseinander – eine Form der *public education* nach Low und Merry.

Über das Verfassen von Vignetten sollten sich die Studierenden dem ethnografischen Schreiben annähern. Wir thematisierten verschiedene Aspekte von Patenschaften, die von unterschiedlichen Rahmenbedingungen sowie den diversen Hintergründen der beteiligten Akteure geprägt wurden. Die Vignetten waren der Versuch, den eigenen Erlebnissen, Gedanken und Unsicherheiten eine Stimme zu geben. Sie sollten die Diversität, Ambivalenzen, Zweifel und Erkenntnisse kommunizieren, die eine einheitliche Definition des Formates der Patenschaft – nach der wir immer wieder gefragt wurden und die wir unsererseits immer wieder suchten – häufig unmöglich erscheinen lassen. Im gemeinsamen Prozess des Niederschreibens wurde jedoch deutlich, dass wir uns ein Stück weit in allen Darstellungen wiedererkennen konnten. Diese Erkenntnis bildet eine Brücke vom Einzelfall zur geteilten Erfahrung und verweist auf den Stellenwert von Empathie und Verstehen im gegenseitigen Austausch.

Kollaborative Momente

Ich treffe mich im Februar 2023 mit Mirjam auf einen Kaffee. Es ist ein privates Treffen, der Zeitraum meiner Datenerhebung liegt lange zurück. Wir sprechen über Gott und die Welt, aber natürlich kommen wir auch immer wieder auf die Patenschaften, die Vereinsarbeit und die mit ihr einhergehenden Herausforderungen zu sprechen. Ich nutze derartige Treffen, um die Themen, die mich beim Schreiben meiner Dissertation beschäftigen, anzusprechen. Ich mache das einerseits, um Mirjam als Koordinatorin und eine meiner wichtigsten Forschungspartnerinnen im Sinne der Transparenz darüber zu informie-

ren, wo ich gerade stehe und wie weit fortgeschritten ich im Schreibprozess bin. Andererseits ist diese Form des Austausches für mich bedeutsam, um sicherzustellen, dass ich auf dem richtigen Weg bin, die Schwerpunktsetzung und Argumentation meiner Arbeit nachvollziehbar sind und Schlüsselaspekte und Verknüpfungen sinnvoll hergestellt werden. Vieles von dem, was ich heute erzähle, ist Mirjam vertraut. Ich kann jedoch auch beobachten, dass meine Ausführungen für sie neue Perspektiven und Querverbindungen aufwerfen. Sie wiederum ordnet manche meiner Interpretationen und analytischen Schlussfolgerungen für mich neu ein. Diese Gespräche sind für mich äußerst fruchtbar und stimulierend. Sie geben mir neue Motivation für den Schreibprozess und unterstreichen die Relevanz meines Projektes in Momenten, in denen die monotone und isolierte Schreibtischarbeit droht, diese zu verschleiern. Ich habe den Eindruck, dass auch Mirjam von diesen Gesprächen profitiert. Es sind Insider-Gespräche, in denen sie ihre Emotionen und Erfahrungen in dem Wissen besprechen kann, dass ich mit dem Kontext und den Herausforderungen ihrer Arbeit vertraut bin. Ich spreche heute die affektiv-emotionalen Herausforderungen an, die Pat:innen in ihrem Engagement erleben, und die Notwendigkeit, diese zu begleiten und ihrer Reflexion genügend Raum zu geben. Ein weiteres unserer Themen ist die andauernde Prekarität, die die Arbeit in diesem Format begleitet: Der Verein verfügt nicht über die notwendigen Strukturen, eine solch aufwendige Begleitung dauerhaft umzusetzen.

Mirjam lädt mich daraufhin ein, an der kommenden Besprechung des Kernteams von WG teilzunehmen. Ich gebe auch in dieser Runde einen kurzen Überblick über den derzeitigen Stand meiner Forschung und spreche auch hier die von Pat:innen erlebten Herausforderungen und die Notwendigkeit einer engeren Begleitung an. In dieser Runde wird abermals deutlich, dass die Tätigkeitsbereiche, die Mirjam mit der Vermittlung und Begleitung der Patenschaften abdeckt, oftmals ihre Kapazitäten übersteigen und sie entlastet werden müsste. Wir besprechen ein mögliches Begleitformat für neue Pat:innen, in dem diese idealerweise im ersten halben Jahr in einer festen Gruppe zu Reflexionstreffen zusammenkommen und ihre Erfahrungen besprechen können. Die Treffen der neu erdachten Reflexionsgruppe sind angelehnt an die von mir begleitete studentische Fokusgruppe. Einmal monatlich würden wir uns fortan treffen, Pat:innen könnten selbst Gesprächsthemen mitbringen. Mit meinem fachtheoretischen Hintergrund und den Ergebnissen aus meiner Forschung, meiner eigenen langjährigen Patenschaftserfahrung und meiner Vertrautheit mit den Arbeitsweisen des Vereins würde ich die Moderation der Treffen ehrenamtlich übernehmen. Ich freue mich, wieder einen direkten Praxisbezug zu meiner Forschung herstellen zu können und antizipiere die motivierende Wirkung, die dieses Austauschformat auf meinen Schreibprozess haben würde.

Wir diskutieren ausführlich, wie wir die Pat:innen erreichen und eine Verbindlichkeit sicherstellen könnten. Warum sollten sie über mehr zeitliche Kapazitäten verfügen als die vielen Generationen von Pat:innen vor ihnen? Wie bereits erwähnt, besuchten diese die vom Verein angebotenen Stammtische, Workshops und Weiterbildungen nur äußerst unregelmäßig. Ich unterstreiche meine Ansicht, dass eine fehlende Auseinandersetzung mit den Erfahrungen in der Patenschaft eine für Pat:innen und Patenkind ungünstige bzw. schädliche Dynamik hervorbringen kann. Wir planen, der kapazitätsbedingten Unverbindlichkeit mit wohlwollendem Druck zu begegnen: Eine moderierte Reflexion über die eigene Patenschaft in einer Gruppe von Menschen mit vergleichbaren

Erfahrungen soll von vornherein als fester Bestandteil des Engagements betrachtet und als solcher an neue Ehrenamtliche kommuniziert werden. Die Reflexionsgruppe findet seither monatlich statt und neue Pat:innen werden nachdrücklich aufgefordert, zumindest jedes zweite Treffen wahrzunehmen.

Gesellschaftskritik

»Social critique in its broadest sense refers to anthropological work that uses its methods and theories to uncover power relations and the structures of inequality.« (Low/Merry 2010, S. S208) Das Beschreiben von Machtbeziehungen und Ungleichheitsstrukturen hat neben der wissenschaftlichen Erkenntnis auch immer eine politische Relevanz, denn oftmals findet eine wechselseitige Beeinflussung statt zwischen öffentlichen und politischen Debatten und Diskursen einerseits und wissenschaftlichen Ansätzen, Theorien und Forschungsfragen andererseits.

Mit meiner Forschung hoffe ich zu einem Verständnis dazu beizutragen, wie historisch tradierte Machtasymmetrien und explizite sowie implizite Zuschreibungs- und Abgrenzungsprozesse das Potenzial und die Grenzen zivilgesellschaftlichen Engagements in der Geflüchtetenarbeit prägen und wie diese Asymmetrien und Prozesse sich im ehrenamtlichen Umgang mit Vielfalt niederschlagen. Der Schwerpunkt meiner Arbeit gilt der Begegnung, dem Handeln und der Kommunikation der beteiligten Pat:innen, der Patenkinder und deren Eltern sowie der Vereinskoordinatorinnen. Mir ist dabei besonders wichtig, möglicherweise unbeholfene, unreflektierte und Rassismus und Ausgrenzung reproduzierende Praktiken, Äußerungen und Dynamiken nicht dem Verschulden individueller Akteure zuzuschreiben – obwohl ich argumentieren werde, dass sie von diesen sensibel moderiert reflektiert werden müssen –, sondern ihren Ursprung und ihre Einbettung in übergreifende Politiken, Diskurse und Debatten zu veranschaulichen. Letzteren nähert sich die Arbeit in den folgenden Kapiteln zunächst über die Themenfelder Migration und Integration sowie Ehrenamt an, um dann über die Vorstellungen, Zielsetzungen und Praktiken des Vereins in die empirischen Fallbeispiele ausgewählter Patenschaftsbegegnungen überzuleiten.

2.3 Ein Feld geprägt von Umbrüchen

Mein Forschungsfeld war von drei Rahmenereignissen geprägt. Da ist zum einen der sogenannte ›Sommer des Willkommens‹ zu nennen. Im Sommer und Herbst 2015 erreichten etwa 1,1 Millionen Menschen, von denen sich die Mehrzahl auf der Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg befand, die Bundesrepublik Deutschland. Diese große Anzahl an neu hinzugekommenen Menschen und die darauffolgenden Herausforderungen, politischen Entscheidungen und gesellschaftlichen Entwicklungen sowie deren mediale Repräsentation korrelierten mit einer außergewöhnlich hohen Motivation zum zivilgesellschaftlichen Engagement in der Bevölkerung. Sie führten schließlich zu vielfältigen staatlichen und privaten Finanzierungsmöglichkeiten für Projekte, die speziell für geflüchtete Kinder und Jugendliche Patenschaften ermöglichen sollten und bestimmten damit auch maßgeblich die Ausrichtung des Vereins WG. Umgekehrt konstatierten die Koordinatorinnen des Vereins später einen Zusammenhang zwischen der wieder suk-

zessive abnehmenden positiv gerahmten Darstellung Geflüchteter in den Medien und öffentlichen Diskursen und der zurückgehenden Zahl potenzieller Ehrenamtlicher, die sich für eine Patenschaft interessierten.¹¹ Der Verein bemühte sich entsprechend, über diverse Kanäle (Ehrenamtsbörsen, E-Mail-Verteiler, Plakatwerbung etc.) neue Ehrenamtliche zu akquirieren.

Zweites bedeutendes Ereignis war die Umbausituation, in der sich die baptistische Gemeinde und damit auch WG während des Großteils meiner Forschung befand. Wie ich bereits dargelegt habe, führten die Interimsräumlichkeiten in der ehemaligen Autowerkstatt dazu, dass einige der Familien, die vormals regelmäßig das Kiezcafé besucht hatten, diesem nunmehr fernblieben oder bestenfalls noch sporadisch vorbeikamen. Die Vereinsangebote hatten trotz der erwähnten Bemühungen mit dem Umzug in die ehemalige Werkstatt offensichtlich an Attraktivität eingebüßt. Daran wird deutlich, dass die Zielgruppen weit mehr an die räumlichen Begebenheiten gewöhnt und affektiv gebunden waren, als erwartet, obwohl sich die ehemalige Werkstatt direkt neben der Kirche befand. Die Umbausituation stellte auch die Vereinsmitarbeitenden vor Herausforderungen im Tagesgeschäft: Zum einen waren die neuen Räume für Interessierte schwerer auffindbar, weil sie – im Gegensatz zu der Kirche – von der Straße nicht einsehbar waren. Wegweisende Plakate schafften hier nur wenig Abhilfe. Häufig lotsten Mirjam und Kerstin neue Ehrenamtliche und Familien, mit denen sie verabredet waren, per Telefon oder holten sie direkt an der Straße ab. Es ist anzunehmen, dass einige von ihnen gänzlich am Weg scheiterten und auch ›Laufkundschaft‹ dem Verein fernblieb. Im Sommer 2021 waren die Umbaumaßnahmen noch nicht abgeschlossen und das neu angelaufene Projekt des Vereins »check it out! Ausprobieren. Gestalten. Entwickeln«, das einen Großteil der Aktivitäten in den neuen multifunktionalen Räumen der ausgebauten Kirche geplant hatte, musste – auch COVID-19-bedingt – vorerst auf den Außenraum ausweichen.

Auf die tiefgreifenden Einschnitte, die die Pandemie ab März 2020 als drittes Rahmenereignis für die Vereinsaktivitäten und meine Forschung bedeutete, gehe ich weiter unten in diesem Kapitel »... und alles stand still.« gesondert ein.

2.3.1 Methoden

Meine multiple Involviertheit prägte entscheidend die Methoden, die ich während meiner Forschung anwendete. Im wöchentlichen Kiezcafé, den Vereinsausflügen, Mitarbeitertreffen, Pat:innen-Stammtischen, den verschiedenen Workshop- und Weiterbildungsangeboten von WG, den AG-Treffen des KiPa-Netzwerkes, den Jahresmitgliederversammlungen des Vereins und des Netzwerks sowie im partizipativen Photovoice-Projekt oszillierte der Schwerpunkt meiner Involviertheit zwischen Beobachtung und teilnehmender Beobachtung. Dabei trat im Verlauf meiner Forschung der Aspekt der Teilnahme zunehmend in den Vordergrund. Jedoch vermochte ich zu keinem Zeitpunkt – auch nicht lange nach Ende der offiziellen Datenerhebungsphase – den

11 Für die Verstrickung der Ereignisse um und nach dem Sommer 2015 mit dem Patenschaftsformat sowie die Konsequenzen, die der Schwerpunkt auf Geflüchtete für die alteingesessene Zielgruppe der Familien im Kiezcafé bedeutete, siehe 5.1.

Habitus der Beobachtung abzustellen. Ich bemühte mich, die Gesprächsinhalte sowie auch meine (Selbst-)Beobachtungen so detailliert wie irgend möglich in Feldnotizen und Feldprotokollen festzuhalten, die ich sowohl handschriftlich führte als auch mit einem Diktiergerät aufnahm.

Ich nahm an fünf von WG organisierten Einführungsveranstaltungen für neue Pat:innen teil und konnte die neun Erstgespräche der Studierenden meiner Fokusgruppe beobachtend begleiten. An weiteren Erstgesprächen, die Teil des Aufnahme- und Vermittlungsprozesses aller potenziellen Pat:innen sind (s. 5.2), nahm ich nicht teil, da diese Gespräche mitunter vertraulichen Inhalts waren und Mirjam die Privatsphäre der neuen Ehrenamtlichen schützen wollte. Sie lud mich jedoch zu zehn Kennenlerngesprächen ein, in denen Pat:innen erstmals auf Patenkinder und Eltern trafen. In diesen zog ich mich ebenfalls auf die Beobachterinnenrolle zurück. Daneben nahm ich die 13 Treffen der Fokusgruppe mit dem Diktiergerät auf. Während der COVID-19-Pandemie kamen acht virtuelle Gruppentreffen hinzu, die ich ebenfalls aufzeichnen konnte. Die Studierenden der Fokusgruppe erteilten mir die Erlaubnis, die Motivationsschreiben, mit denen sie sich für das Projekt bewarben, in meine Analyse einzubeziehen. Als Patin war ich zudem Teil des E-Mail-Verteilers, den Mirjam und Kerstin für die Korrespondenz mit den Ehrenamtlichen nutzten. Weiterhin wurde ich in den Verteiler des KiPa-Netzwerkes aufgenommen. Die zirkulierten E-Mails und Protokolle der Teambesprechungen und der Kiezcafés, die Flyer, Leitfäden und Materialien zur Vermittlung und Begleitung neuer Pat:innen, die Internetseite des Vereins sowie Zeitungsartikel und Stellungnahmen des Netzwerks sind ebenfalls Bestandteil meiner Daten.

Ich führte vier leitfadengestützte Expert:inneninterviews mit Projektkoordinatoren und zehn leitfadengestützte narrative Interviews mit Pat:innen, vier mit Eltern, von denen drei in Anwesenheit der Patenkinder stattfanden, und eins mit einem Patenjugendlichen. Die Gespräche dauerten zwischen einer und drei Stunden. Von meinen Gesprächspartner:innen erhielt ich jeweils die Erlaubnis, diese aufzuzeichnen. Besonders die Interviews mit den Pat:innen, die überwiegend in Cafés stattfanden, waren vielfach geprägt von Episoden, in denen ich ausführlich über eigene Erlebnisse und Gedanken als Patin berichtete und meine Doppelrolle gezielt einsetzte. Ebenso wie in den Gruppengesprächen im Rahmen des Praktikumsprojektes erhielt ich hierdurch wichtige Rückmeldungen zu meinen autoethnografisch erhobenen Daten. Daneben erwiesen sich meine Gesprächsanteile als wertvolle Stimuli, die meine Gesprächspartner ihrerseits zu weiteren Erzählungen und Überlegungen anregten. Dank der entspannten Atmosphäre in den Cafés und den beidseitigen Gesprächsanteilen gewannen die Interviewsituationen eine gewisse Natürlichkeit.

Die Interviews mit den Eltern erwiesen sich als förmlicher und herausfordernder, obwohl ich für diese in drei von vier Fällen zu den Familien nach Hause eingeladen wurde. Eine Mutter kannte ich gut aus dem Kiezcafé, die anderen Gespräche wurden mir von den Patinnen der Kinder vermittelt. Diese Eltern kannte ich also nur flüchtig bis gar nicht. Die Gesprächssituationen waren von meiner Rolle als Forscherin geprägt, die mit ihren Fragen das Gespräch lenkte. Die Antworten meiner Gesprächspartnerinnen waren entsprechend besonders zu Beginn weit weniger narrativ als die der Pat:innen. Ich erhielt den Eindruck, dass die Eltern nervös waren und das Gefühl hatten, spezifisches Wissen würde abgefragt. Darum berichtete ich auch in diesen Gesprächen wiederholt

von meinen Erfahrungen als Patin oder den anonymisierten Anekdoten anderer Patenschaften, um die Gesprächsdynamik aufzulockern und sie vermehrt in Richtung eines gegenseitigen Austauschs zu lenken. Zudem hatte ich in den Elterngesprächen den Eindruck, stärker mit dem Verein und dessen (sozialpädagogischer) Expertise assoziiert zu werden. Sprachliche Schwierigkeiten verstärkten mitunter zusätzlich die Distanz, die sich aus den diversen Zuschreibungen ergaben.

Besonders in einem Interview mit den Eltern der Patenkinder zweier Studierender aus der Fokusgruppe wurde ich mit Sprachbarrieren konfrontiert. Diese hatte ich aufgrund der Schilderungen der beiden Patinnen sowie meiner Anwesenheit beim Vermittlungsgespräch bereits antizipiert, ihr Ausmaß jedoch unterschätzt. Zudem war ich von der Anwesenheit der Patenkinder beim Gespräch ausgegangen, die eine sprachliche Brücke zwischen mir und ihren Eltern hätten schlagen können. Ich hatte gehofft, sie würden auch eigene Wortbeiträge hinzufügen, wie es in einem vorherigen Eltern-Patenkind-Gespräch der Fall war. Die Situation gestaltete sich jedoch anders, denn die Kinder waren nicht zu Hause. Dadurch war der Austausch mit den Eltern meinerseits durch umfangreiches Gestikulieren, häufiges Nachfragen und den Versuch, eine möglichst einfache Sprache zu verwenden, geprägt. Trotz der sprachlichen Hürden erlangte ich den Eindruck, dass wir uns über – für beide Parteien, wie ich hoffte – bedeutsame Aspekte verständigen konnten. Für ein weiteres Gespräch mit einer Mutter, von dem ich annahm, dass sich ähnliche sprachliche Herausforderungen ergeben würden, bat ich eine der Honorarkräfte des Vereins um Übersetzungshilfe, die bereits bei dem Vermittlungsgespräch der besagten Patenschaft anwesend war und somit sowohl Mutter als auch Patenkind kannte. Derartige persönliche Bekanntschaften können dazu führen, dass sensible Thematiken umgangen werden, aus Angst, Informationen preiszugeben, die über Umwege an falsche Ohren gelangen könnten. In diesem Gespräch schien jedoch das Gegenteil der Fall: Die bereits vorhandene Bekanntschaft der beiden Frauen und die sensible und zugleich eindrückliche Art und Weise, mit der Maisa von eigenen herausfordernden Erfahrungen im Zusammenhang mit ›ihrem Migrationshintergrund‹ berichtete, führten zu einem lebendigen Austausch.

Neben offiziellen Interviews führte ich zahlreiche informelle Gespräche, hauptsächlich mit Koordinatorinnen und Pat:innen, vereinzelt auch mit Patenkindern und deren Eltern, deren Inhalte ich ebenfalls in ausführlichen Feldnotizen festhielt.

Ein bedeutender Bestandteil meiner Datenerhebung waren zudem die Treffen mit meiner Patenjugendlichen Lara. Auch diese protokollierte ich akribisch. Dabei konzentrierte ich mich sowohl auf unsere Aktivitäten als auch auf unsere Gesprächsinhalte, versuchte jedoch auch meine Gedanken und Überlegungen, Erwartungshaltungen und besonders meine Stimmungen und Gefühle festzuhalten und zu reflektieren.

Meine Interviewleitfäden erstellte ich auf Grundlage erster Sichtungen meines Materials, wobei ich prominente, unklare und komplexe Themenbereiche aufnahm. Entlang diesen lenkte ich auch informelle Gespräche und meine Aufmerksamkeit in Momenten teilnehmender Beobachtung. Im Zuge der Datenauswertung codierte ich mein Datenmaterial zunächst entlang einer Codeliste mit inhaltlich geclusterten Themenbereichen, die ich an meine Forschungsfragen anlehnte. Diesen Schritt ergänzte ich mit einer Form des offenen Codierens, dessen Ergebnisse ich wiederum in meine Codeliste rückführte. Ein entscheidender Aspekt meiner Datenerhebung und -auswertung war der Ansatz

der *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018), der sich auf produktive Weise mit dem autoethnografischen Pfeiler meiner Forschung verband (s.o.). Die erhöhte affektive Intensität, die ich in verschiedenen Momenten meiner multiplen Involviertheit, und dabei besonders in meiner Rolle als Patin erfuhr und dokumentierte, war für mich in vielerlei Hinsicht erkenntnisgenerierend. Das betraf sowohl die Datenerhebung – wie erwähnt, band ich Erzählungen hierüber bewusst in informelle Gespräche und Interviews ein und machte damit meine Gefühle wiederholt zu einem erzählstimulierenden Gegenstand – als auch die spätere Auswertung meines Materials: Dokumentierte Emotionen und Affekte deuteten auf Herausforderungen, Anstrengungen und Irritationen sowie auf hierauf bezogene Umgangsstrategien hin, die ich entsprechend codierte und analysierte. Der autoethnografische Teil meiner Forschung lenkte also entscheidend, womöglich über die üblichen und viel diskutierten Wechselwirkungen zwischen Forschenden und Feld hinaus, meine Aufmerksamkeit, mein Erkenntnisinteresse sowie die Auswertung und Analyse meiner Daten. Entsprechend setzte ich sowohl in der Dokumentation meiner Felderfahrungen als auch im Austausch mit der Fokusgruppe einen Schwerpunkt auf die Reflexion hierüber und bemühte mich um eine entsprechend transparente Darstellung meiner Ergebnisse: Welche Überlegungen begleiteten und prägten mein Handeln in meiner Patenschaft? Welchen Einfluss nahmen die Gesprächsanteile der jeweils beteiligten Akteure in unterschiedlichen Austauschformaten? Welche Gesprächsimpulse evozierten welche Narrative bei meinem Gegenüber? Hervorzuheben ist jedoch, dass ich die verschiedenen Facetten meiner multiplen Involviertheit im Verlauf meiner Forschung nicht immer vermochte strategisch einzusetzen. Retrospektiv betrachtet war ich auf diese intensive Beteiligung methodologisch nicht ausreichend vorbereitet. In einer vergleichbar angelegten Studie wäre es daher empfehlenswert, in der Dokumentation der eigenen Erfahrungen ein spezielles Augenmerk auf das Changieren zwischen verschiedenen Rollen und Verantwortlichkeiten und deren Auswirkungen auf die Beziehungen im Feld und die Prozesse der Datenerhebung zu legen. Diesbezüglich könnte es sinnvoll sein, dieser besonderen Dynamik im Forschungstagebuch einen gesonderten Abschnitt in der Reflexion zuzugestehen.

2.3.2 Zugänge

Ich habe bereits dargelegt, dass sich der Zugang zu anderen Pat:innen aufgrund meiner Erfahrung als Patin vergleichsweise natürlich ergab und sich der Austausch vielfach unvoreingenommen und auf Augenhöhe entwickelte. Besonders die informellen Gespräche lassen sich entsprechend als Austausch zwischen *peers* beschreiben. Das führe ich jedoch nicht nur auf die geteilte Patenschaftserfahrung, sondern auch auf einen vergleichbaren akademischen und sozioökonomischen Hintergrund sowie eine ähnliche politische Grundgesinnung zurück. Wir entstammten dem gleichen soziokulturellen Milieu. Das traf gewissermaßen auch auf die Koordinatorinnen von WG zu. Auch zu ihnen entwickelte sich aufgrund meiner ständigen Präsenz bei den Aktivitäten des Vereins bald ein vertrauensvolles und informelles Verhältnis. Oftmals war ich anwesend, wenn sich die beiden Frauen über herausfordernde Situationen austauschten, oder sie erzählten mir direkt davon. Dann diskutierten wir, wie die beschriebenen Umstände einzuordnen waren und wie damit umgegangen werden konnte.

Zur Gruppe der Eltern gestaltete sich der Zugang weitaus schwieriger, was ich auch darauf zurückführe, dass sie nach den anfänglichen Vermittlungsgesprächen meist wenig Kontakt zum Verein und dessen Koordinatorinnen hatten. Zu den Eltern, mit denen ich Gespräche führte, nahm ich durch die Studierenden meiner Fokusgruppe, das Kiez-café oder durch einen Paten, mit dem ich bereits ein Interview geführt hatte, Kontakt auf. Auf das Angebot von Mirjam, mir zusätzliche Kontakte zu vermitteln, griff ich nicht zurück. Ich befürchtete, dass hierdurch die Distanz im Gespräch durch die Rolle der Koordinatorin als Vermittlerin – gegenüber der die Eltern womöglich eine Bringschuld empfanden – nochmals verstärkt werden könnte. Weiterhin entpuppten sich Sprachbarrieren als große Hürde. Arabisch- und Farsikenntnisse hätten hier ein entscheidendes Gelingenskriterium dargestellt. Einige Familien schienen zudem bewusst eine interviewwähnliche Gesprächssituation zu vermeiden, die sie als unangenehme Art der Wissensabfrage einstufen. Nicht zuletzt waren viele von ihnen auch das Label *Geflüchtete* leid, das ihnen bis heute beständig zugeschrieben wird, was sich in eine generelle Skepsis und Zurückhaltung gegenüber Gesprächsanfragen übersetzte. Warum dann nicht Daten zu den Familien über die Pat:innen erheben? Zum einen war die Mehrzahl der Pat:innen mit den gleichen Sprachbarrieren konfrontiert wie ich. Ihnen erschlossen sich die familiären Hintergründe und Dynamiken vielfach nur schwer. Ein weiterer entscheidender Punkt waren ethische Überlegungen. Eine gewisse Unsicherheit, wie mit vertraulichen Informationen über die Familien umzugehen war, begleitete mich, die Studierenden der Fokusgruppe sowie auch viele meiner Interviewpartner:innen über den gesamten Forschungszeitraum. Pat:innen, die in einen Austausch mit mir einwilligten, sparten sensible Details über ihre Patenfamilien weitestgehend aus, bzw. bemühte ich mich später, diese nicht in meiner Arbeit wiederzugeben. Somit ist der Fokus auf der Perspektive der Pat:innen nicht nur das Ergebnis beschränkter Zugangsmöglichkeiten, sondern auch eine Konsequenz forschungsethischer Überlegungen und Diskussionen.

Retrospektiv verdient diese äußerst komplexe Gratwanderung, die dazu beitrug, dass sich die Patenfamilien in meiner Forschung vergleichsweise wenig konturieren lassen, eine kritische Distanznahme. Fragen nach Transparenz, Anonymisierung und den Möglichkeiten und Grenzen eines *informed consent* haben unbestreitbar dazu beigetragen, die Sozial- und Kulturanthropologie als Disziplin weiterzuentwickeln und ihren wissenschaftlichen Beitrag vor dem Hintergrund einer machtkritischen und postkolonialen Wende sinnvoll zu behaupten. Eine solche verstärkte Sensibilität bei Studierenden und Nachwuchswissenschaftlerinnen unterstreichen insbesondere meine Erfahrungen in und mit der Fokusgruppe. Es stellt sich in diesem Zusammenhang jedoch die Frage, wann eine Überreizung forschungsethischer Reflexionen und die Sorge vor einer mutmaßlich unfreiwilligen Extraktion von Wissen in einer epistemischen Paralyse münden. Sind Forschungsdaten, die nicht auf einem eindeutigen *informed consent* beruhen, aus einer forschungsethischen Perspektive automatisch fragwürdig? Unter welchen Umständen kann und sollte hierauf vielleicht sogar bewusst verzichtet werden? Hieraus lässt sich ein Appell an unser Fach formulieren, diese herausfordernden Reflexionsleistungen, die eine sinnvolle Positionierung von (jungen) Forschenden zwischen epistemischer Paralyse und notwendiger forschungsethischer Zurückhaltung verhandeln, mit einem verstärkten Augenmerk ermutigend und produktiv zu begleiten.

Wie sich bereits aus dem ersten E-Mail-Austausch zum Verein andeutete, war mein Zugang zu den Patenkindern ebenfalls herausfordernd. Obwohl die Patenkinder den Dreh- und Angelpunkt des Patenschaftsformates bildeten, bestand im Verein wenig Raum für den direkten Kontakt zu ihnen. Die von WG angebotenen Workshopformate richteten sich überwiegend an Pat:innen. Bei Angeboten für die Patenschaftstandems waren es ebenfalls zumeist die Ehrenamtlichen, über die der Verein den Kontakt zu den Familien und Kindern herstellte. Ausnahmen dazu bildeten die Patenschaften mit jenen Kindern, die mit ihren Müttern und Geschwistern regelmäßig ins Kiezcafé kamen und zu denen die Koordinatorinnen entsprechend häufiger persönlichen Kontakt pflegten. Während meiner Forschung wurden zusätzlich Halbjahresgespräche mit den Tandems etabliert, die idealerweise nach den ersten sechs Monaten stattfinden sollten. In diesen erkundigte sich Mirjam bei Patenkindern und Pat:innen, wie die Patenschaft laufe, ob die Parteien sie weiterführen wollten, welche Wünsche und Erwartungen sie begleiteten und welche Ziele sie sich gemeinsam setzen wollten (s. 6.1). Aufgrund begrenzter Kapazitäten und besonders auch der massiven Kontaktbeschränkungen in Pandemiezeiten hinkte Mirjam diesen Gesprächen jedoch weit hinterher. Stattdessen nahm sie in den ersten Monaten der Pandemie wiederum gezielt Kontakt zu den Pat:innen auf, um sich zu erkundigen, inwiefern diese den Kontakt zu den Patenkindern in den schwierigen Zeiten halten konnten und um sie gleichzeitig in ihrer Bedeutsamkeit für die Kinder zu bekräftigen. Amina, eine der arabischsprachigen Honorarkräfte des Vereins und selbst langjährige Besucherin des Kiezcafés, nahm währenddessen Kontakt zu den Patenfamilien auf und erkundigte sich nach ihrem Ergehen. Entsprechend bildeten direkte und regelmäßige Zugänge zu den Patenkindern und deren Perspektive bei WG eher die Ausnahme.

In den beschränkten Zugängen, die ich während meiner Forschung herstellen konnte, erkenne ich folglich einen epistemischen Wert: Sie spiegeln gewissermaßen die einseitigen und begrenzten Kontaktmomente des Vereins zu den verschiedenen Akteursgruppen – Pat:innen, Eltern und Patenkinder – wider.¹² Über die Perspektive der Patenkinder erfuhr ich vielfach aus zweiter Hand von den Erzählungen ihrer Pat:innen. Daneben führte ich vereinzelt informelle Gespräche mit Patenkindern während des Kiezcafés, im Rahmen von Workshopangeboten oder dem partizipativen Photovoice-Projekt

-
- 12 Dieser paradoxen Leerstelle der Stimme der Patenkinder im Patenschaftsformat war sich auch das KiPa-Netzwerk bewusst: Das Projekt »Wirkung Hoch Drei« wurde entsprechend konzipiert, um sich der Wirkung von Patenschaften bei Patenkindern zu widmen. Mittels aufwendig ausgearbeiteter Tagebücher für Patenkinder und -jugendliche, die diese dazu bewegen sollten, über ihre Erfahrungen und Wünsche zu reflektieren, und ebenso aufwendig durchdachter Fragebögen, die sowohl offene als auch geschlossene Fragen zur Patenschaft beinhalteten (bei denen das Hauptaugenmerk in der Auswertung jedoch insbesondere auf den geschlossenen Fragen lag), versuchte das Projekt, die häufig fehlende Perspektive der Patenkinder und -jugendlichen einzufangen. An die Tagebücher und Fragebögen sollten die Kinder im Rahmen von Workshops herangeführt werden, zu denen Patentandems zwar gemeinsam eingeladen wurden, in denen Pat:innen und Patenkinder bzw. -jugendliche dann jedoch getrennt voneinander mittels verschiedener Methoden über die gemeinsame Beziehung reflektieren sollten (vgl. Amoruso/Amoruso-Stenzel/Häselser o. D.). Aufgrund verschiedener Hürden, zu denen die begrenzten Kapazitäten von Koordinierenden und Ehrenamtlichen zählten, konnte das Projekt jedoch nicht im gewünschten Umfang umgesetzt werden.

»Perspektivwechsel«. Von umso entscheidender Bedeutung für meine Annäherung an die Stimme der Patenkinder war der Austausch mit meiner Patenjugendlichen.

2.3.3 ... und alles stand still.

Rückblickend waren es drei Momente im Feld, in denen ich realisierte, dass der März 2020 einen Wendepunkt nicht nur in meiner Forschung, sondern in unser aller Leben darstellen würde. Der erste fand während eines Ausflugs mit dem Kiezcafé zum Schlittschuhfahren am 5. Februar 2020 statt. Die Nachricht, dass sich ein Virus global verbreitete, war zum allgegenwärtigen Gesprächsthema geworden. Allerdings fehlte diesem vielfach noch die Dringlichkeit und Schärfe, die jedoch nicht mehr lange auf sich warten ließen. Ein Junge von 9 Jahren, der regelmäßig mit seinen Geschwistern ins Kiezcafé kam, lief gekünstelt hustend herum und erklärte allen, die es hören wollen, dass er Corona habe – ein Scherz, der sich auf die aufsteigende Angst und Panik einiger weniger bezog, die von der Mehrheit jedoch noch nicht geteilt wurden. Einige Tage später, wieder in den Vereinsräumen zum Kiezcafé, erklärte mir eine der Koordinatorinnen, deren Mann in einem Bundesministerium arbeitete, besorgt und mit gesenkter Stimme, dass sie dort seit Wochen nur noch den Notstand besprachen. Es sei nicht mehr eine Frage ob, sondern wann eine globale Pandemie ausgerufen werde. Während ich den Spaß des Jungen noch albernd mit »Ja, ja, ich habe auch Corona« abtat, beunruhigte mich die Sorge der Koordinatorin zutiefst.

Am Freitag, den 27. Februar 2020 kamen Koordinator:innen verschiedener Trägervereine des KiPa-Netzwerkes zur Kick-Off-Veranstaltung des Workshopformats »Wirkung Hoch Drei« zusammen und besprachen Inhaltliches und Organisatorisches. Begrüßungen fanden nun fast ausschließlich kontaktlos statt, was für derartige Zusammenkünfte unüblich war. Eine stark hustende Teilnehmende zog irritierte Blicke auf sich. Während der Veranstaltung erreichte mich ein Anruf der Personalabteilung der FU Berlin: Meine Dienstreiseerlaubnis für den European Mentoring Summit in Barcelona, zu dem ich in der kommenden Woche hätte aufbrechen sollen, wurde aufgrund der pandemischen Lage zurückgezogen. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Noch während dieser Veranstaltung erfuhren wir, dass ab dem kommenden Montag die Schulen in Berlin vorerst geschlossen blieben – eine Maßnahme, die keine der Anwesenden bislang erlebt hatte. Diese Information schockierte uns, da klar war, dass dieser Beschluss weitreichende Konsequenzen für alle Patenkinder haben würde. Mirjam und ich ließen das Treffen anschließend gemeinsam in einem Café ausklingen. Für viele Monate sollte das der letzte persönliche Kontakt mit meinen Forschungspartner:innen sein. Ein Café betrat ich erst wieder im darauffolgenden Sommer.

Die Pandemie, die damit einhergehenden Kontaktbeschränkungen, aber auch die mentalen und psychischen Folgen für alle Betroffenen nahmen starken Einfluss auf meine Datenerhebung und die Kontakte zu meinen Forschungspartner:innen. Von einem Tag auf den anderen konnte das Kiezcafé nicht mehr stattfinden, ich konnte mich nicht mehr zu Interviews verabreden, traf meine Patenjugendliche lange Zeit nicht persönlich und die Treffen der Fokusgruppe fielen zunächst weg. Das Kiezcafé fand nach einigen Wochen virtuell statt, doch es wurde nur äußerst spärlich von einzelnen Kindern besucht, die die Mitarbeitenden mühsam einzeln akquirierten. Mütter kamen nicht hin-

zu. Für die Mitarbeitenden und Honorarkräfte ebenso wie für mich bildeten die virtuellen Zusammenkünfte jedoch eine Zäsur im sonst monotonen Alltag, in dem sich alle Beteiligten anfänglich noch sichtlich bemüht zurechtzufinden suchten. Die Treffen der Fokusgruppe hielt ich nach einigen Wochen der neuerlichen Orientierung ebenfalls virtuell ab, doch die Abstände, in denen wir zusammenkamen, wurden größer. Eine gewisse Schockstarre und Ratlosigkeit spürte ich nicht nur am eigenen Leib, sondern auch bei meinen Forschungspartner:innen. Meine Datenerhebung hatte sich bis zur Pandemie sehr dynamisch und produktiv entwickelt. Diese Dynamik vermochte ich jedoch mit den einsetzenden Kontaktbeschränkungen über digitale Formate nicht aufrechtzuerhalten.

Nach dem ersten Lockdown in Berlin, fast vier Monate nach der beschriebenen Auftaktveranstaltung von »Wirkung Hoch Drei«, führte ich im Juni 2020 wieder Interviews und der Verein beraumte wieder vereinzelte Aktivitäten mit kleineren Gruppen unter Einhaltung der Hygienebestimmungen an. Ich traf mich auch wieder mit Lara. Die Regelmäßigkeit unserer Treffen hatte jedoch spürbar abgenommen. Das hörte ich auch von vielen anderen Pat:innen. Manche schafften es nicht, den Kontakt zu ihren Patenkindern wieder aufzunehmen, oder mit der Regelmäßigkeit zu versehen, die die Treffen vor dem Ausbruch der Pandemie ausgemacht hatten. Viele waren mit dem Ringen um eigene Stabilität beschäftigt. Im Sommer 2021 erklärten mir die Koordinatorinnen von WG resigniert, dass sie – wenn alles ausgestanden sei – wieder neu Zielgruppenakquise betreiben müssten: Viele der über die vergangenen Jahre aufgebauten Kontakte, besonders auch zu den Familien im Kiezcafé, seien nachhaltig weggebrochen. Die Pandemie versah die persönlichen Beziehungen und Begegnungen, die das Herzstück der Vereinsaktivitäten bildeten, mit einem enormen Einschnitt. Besonders Patenschaften als *Begegnungsformate*, die den unmittelbaren zwischenmenschlichen Kontakt anstrebten, wurden nachhaltig von den staatlichen Vorgaben und individuellen Einschätzungen, die sich aus der pandemischen Gefährdungslage ergaben, beeinflusst. Bis heute sind die Nachwirkungen zu spüren. Im Mai 2020 verfasste ich hierzu einen kurzen Text, der die aktuelle Situation für Patenschaften und die Dilemmata umriss, in denen sich viele Pat:innen wiederfanden. Dieser Text war für mich eine Strategie, um die damaligen Geschehnisse und meine diesbezüglichen Empfindungen zu verarbeiten. Ich erwog zudem, den Text WG für dessen Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung zu stellen, da insbesondere in den ersten Monaten der COVID-19-Pandemie von Praktiker:innen ebenso wie von Seiten der Mentoringforschung die Auswirkungen der Pandemie auf Patenschaften reflektiert und Möglichkeiten ausgelotet wurden, digitale Formate für die Tandems nutzbar zu machen. Ich sah jedoch schließlich davon ab und der Text versank über viele Monate in meiner Schreibtischschublade.

Patenschaften in der Krise.

Natürlich beeinflusst die Corona-Krise eine Patenschaft. Beziehungen werden künstlich gematcht, oftmals zwischen (jungen) Erwachsenen und Kindern oder Jugendlichen. Meist teilen die Parteien auf den ersten Blick wenig. Über viele Wochen und Monate entwickeln sie dann idealerweise ein vertrauensvolles und stabiles Verhältnis, das einer natürlichen Beziehung, ohne die Vermittlung einer dritten Partei, immer näher kommt. Gemeinsamkeiten werden entdeckt, Kompromisse gefunden, Kommunikationsstrategien und Rollen in der Patenschaft implizit und explizit verhandelt.

Und dann kommt die Kontaktsperre, die es untersagt, sich im gewohnten und unbeschwerten Rahmen zu treffen. Man argwöhnt, inwiefern sich die Familien an dieses Kontaktverbot halten. Versagt man sich selbst mit preußischer Strenge wochenlang soziale Kontakte, die, wie man nach einiger Zeit schmerzlich feststellt, entscheidend zur eigenen mentalen Gesundheit beitragen, möchte man natürlich diesen so hart erkämpften Erfolg gegen das Virus – wie uns in regelmäßigen Abständen auch Kanzlerin Merkel oder RKI [Robert Koch Institut]-Präsident Wieler ermahnen – nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, indem man auf das *social distancing* zu Familien verzichtet, von denen man nicht weiß, wie konsequent diese das Kontaktverbot händeln.

Der Rat, den patenschaftlichen Austausch in den virtuellen Raum zu verlegen, ist schneller gegeben als umgesetzt. Haben die ersten Videochats und Telefonate noch positiv gestimmt, wird vielen schnell klar, dass sie nicht den persönlichen Kontakt ersetzen können. Je jünger das Patenkind, desto schwieriger gestaltet sich das. Und das soll auch nicht verwundern, waren es doch bei vielen Patentandems nicht unbedingt lange Gespräche, die die gemeinsamen Treffen charakterisierten, sondern vielmehr die Aktivitäten, die eben gerade wegen der physischen Präsenz besonders waren.

Dass Patenschaften gerade in der Krise für die Patenkinder wichtig sind, ist vielen natürlich klar. Pat:innen können beim Homeschooling unterstützen, Abwechslung in den Alltag bringen und ein Gefühl der Verlässlichkeit vermitteln, das aktuell mehr denn je gebraucht wird. Denn eines ist in den letzten Wochen deutlich geworden: Soziale Schieflagen und Bildungsungerechtigkeiten werden in der Viruskrise um ein Vielfaches verstärkt. Wie sollen Eltern ihre Kinder bei den Schulaufgaben zu Hause unterstützen, wenn sie selbst nie oder nur wenige Jahre zur Schule gegangen sind – meist in einem völlig anderen Kontext? Umso stärker ist das Gefühl bei den Pat:innen, die Kinder und Jugendlichen im Stich zu lassen, wenn man es aufgrund der eigenen Gefühlslage und fehlenden Struktur nicht schafft, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Viele Pat:innen sind es gewöhnt, dass sie diejenigen sind, die Treffen initiieren, nachhaken, wenn Reaktionen auf sich warten lassen und am Ball bleiben. Die eigene Verfassung, die tägliche Anstrengung, Struktur und Optimismus im Alltag beizubehalten und depressive Verstimmungen in Schach zu halten, tragen jedoch nicht dazu bei, die Rolle einer geduldischen, nachsichtigen und akzeptierenden Patin einzunehmen. Da kann die Feststellung, dass es den Patenkindern unter den aktuellen Umständen aufgrund ihrer sozioökonomischen Lage umso schwerer fällt, Struktur zu schaffen und zu bewahren, die Laune abermals herabsetzen. Absprachen, die nicht eingehalten werden, treffen dann auf gespannte Nerven und einen kurzen Geduldsfaden. Das Ergebnis ist häufig, dass man kontaktscheuer und müde wird, die Initiative zu ergreifen.

Wie lange bleiben die oftmals so fragilen Beziehungen in dieser Zeit intakt? Die aktuelle Digitalisierung von Patenschaftsbeziehungen hilft natürlich, die Krise zu überbrücken. Deutlich wird für viele jedoch, dass dieser virtuelle Kontakt persönliche Treffen nicht ersetzen und den Prozess der Entfremdung nur verlangsamen kann. (14.05.2020)

Die Effekte der Pandemie spürte nicht nur der Verein WG. Die Pandemie schlug eine besonders tiefe Kerbe in die Engagementlandschaft im sozialen Sektor im Allgemeinen (Jakob 2021, S. 96).

2.4 Eine emotions- und affekttheoretische Perspektive

Akademisch wurde ich in der Psychologischen Anthropologie und hier besonders in der Ethnologie der Emotionen sozialisiert. Hierdurch wurde mein Erkenntnisinteresse entscheidend geprägt und mein Blick richtete sich entsprechend früh in meiner Forschung auf das affektive und emotionale Erleben in Patenschaften. Herausfordernde Situationen und damit einhergehende Anstrengungen erwiesen sich von Anbeginn als eine zentrale Erfahrungsdimension. Nachfolgend werde ich einen kurzen Überblick über die für meine Arbeit relevanten Theorieansätze geben, um meine späteren Interpretationen und Analysen fachtheoretisch zu verorten.

2.4.1 Affekte und Emotionen

Für meine Arbeit erweist sich eine Unterscheidung zwischen den Konzepten von Affekt und Emotion als notwendig. Diese wurden lange Zeit – vor allem in der Ethnologie – zu meist synonym verwendet, »wobei der Begriff Emotion der gebräuchlichere ist« (Röttger-Rössler 2016, S. 5). Dabei überwogen konstruktivistische Ansätze: »[E]motions are viewed as *bodily dimensions of experience* (feelings) formed by social and cultural conceptualizations that the perceiving subject relates to other actors, objects, and events.« (Röttger-Rössler 2018, S. 241; Herv. i.O.) Ich orientiere mich an der Erarbeitung der beiden Konzepte im Sammelband *Key Concepts* (Slaby/von Scheve 2019) des interdisziplinären Sonderforschungsbereiches der FU Berlin »*Affective Societies* – Dynamiken des Zusammenlebens in bewegten Welten«. Menschen werden hierin nicht als abgegrenzte Entitäten begriffen, innerhalb derer sich Emotionen und Affekte ausbilden. Stattdessen werden sie als durch und durch relational zu ihrer sozialen und materiellen Umgebung betrachtet. Affekte bilden die Substanz und Basis all jener relationalen Dynamiken. Durch sie konstituieren sich das (menschliche) Sein und seine Möglichkeiten in der Welt (Slaby/Mühlhoff 2019). Angelehnt an ein solch radikal relationales Subjektverständnis beschreiben die Philosophen Jan Slaby und Rainer Mühlhoff Affekte wie folgt:

For human actors, affects are material and ideational relations that, in the short term, increase or diminish their agential and existential capacities in relation to their surroundings and all other actors and entities present in a situation. In the longer term, affective relations constitute human and non-human actors, insofar as affective relations over time both establish and subsequently modulate – make, unmake, remake – individual capacities and dispositions. (Ebd., S. 27)

Zugleich weisen die Autoren darauf hin, dass sich Affekte ein Stück weit jeder noch so sorgfältigen Konzeptualisierung entziehen und ihnen etwas Vages, schwer Greifbares eigen ist:

While it is our goal to approach the social and political prevalence of affect with conceptual rigor and terminological clarity, it is evident that no degree of conceptual elaboration will exhaust the phenomena under study. Affect tends to outrun even its most encompassing and nuanced conceptualizations. (Ebd., S. 39)

Die hier formulierte Unmöglichkeit, Affekte abschließend zu konzeptualisieren, übersetzt sich in multiple Herausforderungen Affekte empirisch zu beforschen: »Vor allem in der ethnologischen Forschung mit ihrer starken Fokussierung elaborierter kultureller Bedeutungssysteme ist diese Dimension lange ein blinder Fleck geblieben.« (Röttger-Rössler 2016, S. 6) Inwiefern meine Forschung einen Beitrag leisten kann, diesen blinden Fleck zu adressieren, lege ich abschließend in 7.1 dar.

An definitorischer Kontur gewinnen Affekte durch ihre analytische Abgrenzung von Emotionen. Emotionen und Affekte lassen sich jedoch nicht als gegensätzlich voneinander kontrastieren, wie der Soziologe Christian von Scheve zusammen mit Jan Slaby hervorhebt. Vielmehr können sie als zwei sich ergänzende und ineinander übergehende Komponenten eines Sich-in-Beziehung-zu-Anderen-Setzens begriffen werden. Emotionen werden dabei als kognitiv verarbeitete und versprachlichte Konzepte affektiver Erfahrungen gefasst, wodurch diese sogleich in ihrer Intensität und körperlichen Erfahrung verändert werden (von Scheve/Slaby 2019, S. 44f.). Von Scheve und Slaby fassen folgendermaßen zusammen:

Roughly, whereas »affect« stands for pre-categorical relational dynamics and »feeling« for the subjective-experiential dimension of these affective relations, »emotion« signifies consolidated and categorically circumscribed sequences of affective world-relatedness. (Ebd., S. 43)

Emotions thus are conceived of as object- or situation-directed affective comportments that are sorted into culturally established and linguistically labeled categories or prototypes, such as, for instance, fear, anger, happiness, grief, envy, pride, shame, and guilt. (Ebd.)

Emotionen als kognitiv erfasste, konzeptualisierte und versprachlichte Dimension affektiven Erlebens weisen eine soziokulturelle sowie auch idiosynkratische Prägung auf, die sich in spezifischen Emotionsrepertoires (von Poser et al. 2019) und Gefühlsregeln niederschlägt. Diese wiederum werden im Verlauf der Sozialisation durch explizite und implizite Prozesse erworben (Röttger-Rössler 2019a). Obwohl eine solche »Gefühlsbildung« (ebd.) überwiegend in der Kindheit stattfindet, ist sie keineswegs auf diese Zeitspanne begrenzt, da sich gesellschaftliche Anforderungen an Individuen im Verlauf ihrer Biografie ändern können und auch Gesellschaften als Ganzes ständigen Wandlungsprozessen unterliegen, die entsprechende Anpassungen in den Repertoires und Regeln erforderlich machen können (ebd., S. 61; von Poser et al. 2019, S. 244). Als Beispiele hierfür lassen sich Migrationserfahrungen benennen – ebenso aber auch soziale Beziehungen, welche über die gewohnten sozialräumlichen Netzwerke hinaus gehen wie etwa Patenschaften.

Als derartige soziokulturell codierte Wahrnehmungsraster beinhalten Emotionen zugleich Handlungsstrategien, da sie Akteure mit Gefühls- und Verhaltensregistern und »Klassifikationssysteme[n] sowie Alltagspraktiken« (Röttger-Rössler 2016, S. 5) ausstatten, entlang derer sie in Beziehung zu ihrem Gegenüber treten können: »Because emotions reflect matters of concern, they also prompt actors into engaging with the

things that are of import to them. This motivational impetus is directed at the relation between the self and the object of the emotion.« (von Scheve/Slaby 2019, S. 45)

Als bedeutsam für meine Arbeit ist neben diesen soziokulturell geprägten Handlungsanleitungen und -strategien die selbstreflexive Komponente von Emotionen: »Emotions are closely related to reflective self-relations, providing sources of self-understanding, anchoring individual narratives of value and import, and providing default ways of making sense of actions, decisions, and commitments.« (Ebd., S. 46) Die selbstreflexive Sinngebung, Bewertung und Handlungsausrichtung entlang soziokulturell geprägter Emotionsrepertoires betten Individuen in die Norm-, Werte- und Verhaltenscodes der sie umgebenden Gruppen ein und verankern damit ihre Zugehörigkeit zu ebendiesen. »[E]motion repertoires are the ›glue‹ that connects individuals within different affective communities as part of *Affective Societies*.« (von Poser et al. 2019, S. 241; Herv. i.O.) Affekte als bislang nicht kognitiv verarbeitete und kategorisierte Erfahrungsdimension entziehen sich hingegen dieser Reflexionsebene.

Zwischen den analytischen Begriffen der Affekte und Emotionen lässt sich das Konzept der *Gefühle*¹³ einordnen. Mit Affekten teilen Gefühle eine gewissen Unschärfe. Zugleich zeichnen sie sich durch eine Intensität aus, die sie für die erlebenden Akteure bewusst körperlich wahrnehmbar werden lassen:

Feelings arise when affective responses to the surroundings have attained such an intensity that the perceiving individual registers them consciously, without yet being able to specify and classify them as distinct emotions. [...] Feelings, like affects, are characterized by a certain fuzziness. Unlike affects, however, feelings are registered consciously. (Röttger-Rössler 2018, S. 242)

2.4.2 Gefühlsregeln und Emotionsarbeit

Soziokulturell spezifische Gefühlsregeln, die signalisieren, in welchen Situationen welche Gefühle in welcher Intensität wem gegenüber angemessen sind (Röttger-Rössler 2019a, S. 61), verweisen auf eine Emotionsarbeit, die Akteure unternehmen, um ihr emotional-affektives Erleben an diesen Gefühlsregeln auszurichten. Konzeptionell geprägt von der Soziologin Arlie R. Hochschild bezeichnet *Emotionsarbeit* den Versuch von Akteuren, das Ausmaß beziehungsweise die Qualität eines Gefühls oder einer Emotion zu verändern:

By »emotion work« I refer to the act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling. To »work on« an emotion or feeling is, for our purposes, the same as »to manage« an emotion or to do »deep acting«. (Hochschild 1979, S. 561)

Emotionsarbeit, welche Hochschild auch als *deep acting* bezeichnet, unterscheidet sie dabei von *surface acting*. Während Akteure bei Ersterem bemüht sind auf die von ihnen erlebten Emotionen Einfluss zu nehmen – ungeachtet dessen ob sie damit erfolgreich

13 Der Philosoph Gerhard Thonhauser (2019) bietet einen Überblick zu der Herleitung des Gefühlsbegriffes, welcher in ein Arbeitskonzept mündet, das den relationalen und verkörperten Dimensionen eines *feeling body* gleichermaßen Rechnung zollt.

sind oder nicht – wird bei Letzterem lediglich der *Emotionsausdruck* verändert (ebd., S. 558, 568f.). Nach Hochschild gibt es drei Techniken, Emotionsarbeit zu verrichten: eine kognitive, die auf der Ebene von Vorstellungen und Gedanken versucht, auf Emotionen Einfluss zu nehmen; eine körperliche, die darauf ausgerichtet ist, vermittels der Beeinflussung körperlicher Symptome Emotionen zu verändern; sowie jene, die versucht durch die bewusste Modulation des Emotionsausdrucks das eigentliche Erleben zu formen (ebd., S. 562). Als Referenzrahmen fungieren *feeling rules*, die jeweils von einer Gruppe von Individuen geteilt werden: »The social guidelines that direct how we want to try to feel may be describable as a set of socially shared, albeit often latent (not thought about unless probed at), rules.« (Ebd., S. 563) Gefühlsregeln weisen dabei sowohl gender- und klassenbezogene als auch soziokulturelle sowie religiöse Unterschiede auf (ebd., S. 572). Ein für meine Arbeit besonders relevanter Aspekt von Hochschilds Ansatz adressiert die Bedeutung dieser Regeln für soziale Austauschprozesse:

[R]ules (display rules or feeling rules), once agreed upon, establish the worth of a gesture and are thus used in social exchange as a medium of exchange. Feeling rules establish the basis of worth to be ascribed to a range of gestures, including emotion work. Emotion work is a gesture in a social exchange; it has a function there and is not to be understood merely as a facet of personality. (Ebd., S. 568)

Individuals see themselves as being owed and as owing gestures to emotion work, and they exchange such gestures. (Ebd., S. 572)

Auf der Grundlage eines soziokulturell geteilten Regelwerkes erwarten wir in konkreten sozialen Situationen eine distinkte Reaktion von unserem Gegenüber und sind uns umgekehrt dessen bewusst, dass unser Gegenüber gleichsam diesbezügliche Erwartungen an uns hat. Die dahinterliegende Emotionsarbeit wird somit zum essenziellen Bestandteil, zur Währung eines tragenden sozialen Austauschs. Wird den Erwartungen nicht nachgekommen, entstehen Dissonanzen.

Des Weiteren beschreibt Hochschild die Kommodifizierung von Emotionsarbeit in bestimmten Berufsfeldern, etwa bei den Stewardessen einer Fluggesellschaft, die den Passagierinnen Wärme entgegenbringen sollen (ebd., S. 569). Diese Form der kommodifizierten Emotionsarbeit trete, so die Autorin, in der Mittelklasse signifikant häufiger auf, als etwa in der Arbeiterklasse, wobei Frauen oftmals schlechter bezahlte Positionen einnehmen (ebd., S. 569f.). Dabei wird zu zeigen sein, dass sich Emotionsarbeit nicht nur auf Formen der Lohnarbeit bezieht, sondern ebenso in ehrenamtlichen und zivilgesellschaftlichen Engagementformen zum Tragen kommt. Neben zeitlichen Ressourcen ist Emotionsarbeit oftmals die unentgeltliche Währung, die freiwillig Tätige zur Verfügung stellen. Entlang der ihnen geläufigen Gefühlsregeln erwarten sie jedoch von ihrem Gegenüber ebenfalls ein bestimmtes (Ausdrucks-)Verhalten.

2.4.3 Affektbewältigung und *affective communities*

Hochschild verwendet die Begriffe Gefühl und Emotion synonym, wobei Emotion im Gegensatz zu Gefühl einen Zustand beschreibt, der bereits überwunden wurde. Affekte figurieren nicht in ihren Auseinandersetzungen (ebd., S. 551). Wird jedoch die zuvor angeführte Unterscheidung zwischen Affekten, Emotionen und Gefühlen in Betracht gezogen, so führt dies meiner Ansicht nach zur Notwendigkeit der Ausdifferenzierung des Konzepts der Emotionsarbeit und der über Emotionsarbeit verhandelten Gefühlsregeln. Denn was geschieht mit jenen noch nicht versprachlichten und kategorisierten, bislang vielfach unreflektierten Erfahrungsdimensionen der Affekte, welche die erlebenden Akteure nicht mit derselben selbstreflexiven Sinngebung, Bewertung und Handlungsausrichtung auszustatten vermögen, wie Emotionen? Was bedeutet es, wenn wir uns in Beziehungskonstellationen und sozialen Interaktionen befinden, innerhalb derer wir uns der angemessenen Gefühlsregeln, an denen wir unser Erleben versuchen auszurichten, nicht (mehr) sicher sind? Wie verhält es sich in Situationen, in denen die beteiligten Akteure diverse soziokulturell spezifische Emotionsrepertoires einbringen und ein geteiltes Regelwerk der erwartbaren Gefühle und Emotionen des Gegenübers nicht vorausgesetzt werden kann, sondern erst gemeinsam erarbeitet werden muss?

In der vorliegenden Arbeit erweitere ich das Konzept der Emotionsarbeit um den Begriff der *Affektbewältigung*¹⁴. Letztere kommt dann zum Tragen, wenn Akteure in sozialen Interaktionen mit einer für sie signifikanten Intensität Affekte erleben – und ggf. als Gefühle körperlich registrieren – es jedoch (noch) nicht vermögen, diese zu reflektieren und zu artikulieren, in für sie sinnhafte Zusammenhänge einzubetten und entsprechende Handlungsimpulse aus ihnen abzuleiten. Ihre Emotionsrepertoires und die mit ihnen verbundenen Gefühlsregeln greifen in den entsprechenden Interaktionen und Kontexten nicht, was zum Erleben einer affektiven Dissonanz führt, d.h. eine

gefühlte Differenz zu bereits Bestehendem, etwa, wenn Personen wahrnehmen, dass ihnen die impliziten Codes einer sozialen Gemeinschaft nicht geläufig sind und sie sich deshalb verunsichert fühlen oder wenn sie registrieren, dass sie in bestimmten Kontexten nicht den gesellschaftlich dominanten Gefühlsregeln entsprechen. (Röttger-Rössler 2016, S. 6)

Migrantische Akteure erfahren besonders häufig derlei mit ungewohnten Emotionsrepertoires und Gefühlsregeln verbundene Herausforderungen (von Poser et al. 2019; Röttger-Rössler 2018, 2016). Doch auch in Momenten der Begegnung über die gewohnten und etablierten soziokulturellen und sozialräumlichen Grenzen hinweg, wie sie etwa Patenschaften ermöglichen, können Akteure (auch jene der Dominanzgesellschaft) affektive Dissonanzen erleben; auch sie erfahren dann möglicherweise, dass die ihnen vertrauten und verkörperten Emotionsrepertoires und die mit diesen verbundenen Gefühlsregeln nicht greifen und gegenseitige Erwartungen nicht erfüllt werden. Wollen die Be-

14 Affektbewältigung ist von *affective labour* (Kolehmainen/Mäkinen 2021) zu unterscheiden, die sich vordergründig auf den Versuch bezieht, eine spezifische affektive Stimmung, Atmosphäre oder Erfahrung zu evozieren.

troffenen an der sozialen Konstellation festhalten, müssen sie einen Umgang mit diesen Affekten finden und sie bewältigen. Dies kann im Modus des Aushaltens geschehen oder auch in dem Versuch, die wahrgenommenen Intensitäten zu unterdrücken und zu ignorieren. Beides kann zur Belastung werden, wie ich in den empirischen Kapiteln meiner Arbeit aufzeigen werde.

Wird hingegen ein Raum gefunden, in dem Akteure (mit vergleichbaren Erfahrungen) in den Austausch über die erlebten affektiven Intensitäten treten können, eröffnet sich die Möglichkeit, die Affektbewältigung aktiv miteinander zu gestalten. Der intensive Austausch innerhalb der Fokusgruppe, in der wir – einer Gruppentherapie nicht unähnlich – in einem sicheren Rahmen unsere Erfahrungen, Unsicherheiten und Anstrengungen miteinander teilten, erwies sich als besonders hilfreich und erkenntnisgenerierend. Dieser Austausch verweist auf den Stellenwert der Gemeinschaft, den diese für das affektiv-emotionale Erleben der einzelnen Akteure einnehmen kann.

Unter enger Bezugnahme auf etablierte soziologische und anthropologische Theorien zu Gesellschaft und Gemeinschaft, bzw. Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung, wie sie etwa Max Weber, Émile Durkheim und Victor Turner formulierten, setzt sich die Kulturosoziologin Veronika Zink (2019) mit dem Begriff der *affective community* auseinander. Im Gegensatz zu Vorstellungen einer systemischen Integration in eine funktional organisierte Gesellschaft erörtert sie die kohäsiven Eigenschaften und Potenziale affektiver Komponenten in Gemeinschaften:

Mutual affectability serves as a prerequisite for the construction of communal relationships. [...] The notion of affective communities draws attention to processes of producing a temporal solidarization between affected and the affecting bodies. (Ebd., S. 289)

Die besondere Form der Kollektivität affektiver Gemeinschaften zeichnet sich Zink zufolge aus durch »a shared sensuality eliciting an implicit sense of commonality and immediateness« (ebd., S. 289). Dem unmittelbaren Charakter dieser Formen der sinnlichen Vergemeinschaftung wohnt zugleich ein transformatives Potenzial inne, das vermag, das gesellschaftliche Gewebe zu verändern.¹⁵ Dabei bildet eine soziokulturell geformte Fähigkeit und Bereitschaft von Akteuren zum Teilen und gemeinsamen Verhandeln affektiver Intensitäten im Sinne einer »educated social sensibility« (ebd., S. 291) die Voraussetzung für das Entstehen affektiver Gemeinschaften. Obwohl diese momenthafte Form der Kollektivität stark mit dem jeweiligen spezifischen Kontext verknüpft ist, in dem sich die affektive Intensität entfaltet, vermag sich die Erfahrung bei Akteuren einzuprägen, und somit auch darüber hinaus für Einzelne oder die Gruppe als Ganzes eine Relevanz zu entwickeln:

The concept of affective communities focuses on affective dynamics of processing communality. [...] Even though affective communities dissolve the moment experiential proximity disperses, affective impressions of communality generate an affective memory that can be reactivated, enabling the transition into a durable emotional community. (Ebd., S. 294)

15 Zink folgt dabei einem prozessualen Verständnis des Sozialen (2019, S. 296f.).

Von Bedeutung für meine späteren Ausführungen ist zudem das Konzept einer *ephemeral community of care*, welches die psychologischen Anthropologinnen Anita von Poser und Edda Willamowski (2020) in Anlehnung an den Begriff der *affective community*, wie ihn Veronika Zink ausführt, entwickeln. Mittels der phänomenologischen Methode systematischer *go-alongs*¹⁶ beschreiben die beiden Ethnologinnen, die in einem interdisziplinären Team gemeinsam mit Psychiater:innen einer psychiatrisch-psychotherapeutischen Spezialambulanz vietnamesische Migrant:innen begleiteten, wie diese im Miteinander Erfahrungen von (Nicht-)Zugehörigkeiten, Fürsorge und In-/Exklusion verhandelten. Durch gemeinsame Therapiesitzungen sowie die Erfahrung geteilter Sinnlichkeit und Räumlichkeit im Rahmen der *go-alongs* erfuhren die Patient:innen miteinander eine Form der Solidarität, die es ihnen erlaubte, »to reformulate individual perceptions and expectations of care« (ebd., S. 624). Die beiden Autorinnen unterstreichen, dass affektive Gemeinschaften unterschiedliche Zwecke erfüllen können (ebd., S. 623). In der von ihnen begleiteten Gruppe diente die flüchtige affektive Gemeinschaft dazu, die Emotionsrepertoires, welche für die Betroffenen eng mit ihren Vorstellungen und Praktiken von Care zusammenhingen, zu praktizieren, zu aktualisieren und zu adaptieren:

[E]motion repertoires endow individuals as well as collectives with the agency and security to display, negotiate, and regulate feelings in socio-culturally appropriate ways. More specifically, individuals and collectives internalize these repertoires by means of social and embodied imitation and habituation, thus attributing to them a quality of durability, which is constantly practiced and tested in the relational and interactional affective settings of diverse social and spatial fields; a process whose dynamics the participants learned to recognize in and beyond the clinic. (Ebd., S. 624)

Der phänomenologische Ansatz der *go-alongs* führte bei den Teilnehmenden dazu, dass verkörpertes Wissen für diese wieder zugänglich gemacht und mit dem Empfinden von Kompetenz verbunden werden konnte, was die Erfahrung für die Akteure zu einer affektiven Ressource werden ließ (ebd.).

Hinsichtlich affektiver Dissonanzerfahrungen im Kontext von Erziehungspraktiken in vietnamesischen Immigrantenfamilien in Berlin beschreibt die psychologische Anthropologin Birgitt Röttger-Rössler einen damit vergleichbaren gemeinschaftlichen Aushandlungsprozess von Emotionsrepertoires folgendermaßen:

Die unterschiedlichen Gefühlsregeln und entsprechenden Gefühlsbildungspraktiken, mit denen Immigranteneltern und ihre Kinder häufig konfrontiert sind, erzeugen zunächst diffuse, affektive Dissonanzerfahrungen, die zur Auseinandersetzung mit den erlebten Disparitäten führen und damit Gefühlsbildungsprozesse im Sinne bewusst vollzogener Formierungen anstoßen. Indem sich die Generationen mit den erlebten Divergenzen auseinandersetzen, diese unter- und miteinander verhandeln, bilden sie gleichzeitig, zumindest partiell, neue Emotionsrepertoires aus. (Röttger-Rössler 2019b, S. 317)

16 Die Methode der *go-alongs* wurde von der Soziologin Margarethe Kusenbach (2003) als besonders geeignetes Werkzeug der qualitativen Sozialforschung eingeführt, um die Erfahrungen von Forschungspartnerinnen *in situ* zugänglich zu machen.

Das Potenzial affektiver Gemeinschaften, Prozesse der Verhandlung, Adaptierung und (Selbst-)Vergewisserung von Emotionsrepertoires und den an diese geknüpften Verhaltensregistern anzustoßen, ist auch für meine Forschung von entscheidender Bedeutung. Mit der Fokusgruppe Studierender etablierten wir über das gegenseitige Zuhören, Verständnis und Empathie ebenfalls eine sich stützende *affective community of care*, in der wir die vielfältigen Beziehungserfahrungen unserer Patenschaften miteinander reflektierten. Dies erwies sich in Patenschaften, die künstliche Begegnungen abseits des gewohnten sozialräumlichen Umfeldes und bekannter Beziehungsverhältnisse stifteten und Akteure mit soziokulturell verschiedenen Emotions- und Verhaltensrepertoires sowie Norm- und Wertvorstellungen zusammenführten, als essenziell: Wie ich aufzeigen werde, kann vermittels eines Prozesses des gemeinsamen *emotional meaning making* (Röttger-Rössler 2019a, S. 67), einer Form der *Gefühlsbildung* (ebd.) in der Gemeinschaft, der Austausch und die Reflexion in der Gruppe einen Übergang von der Affektbewältigung hin zur Emotionsarbeit ermöglichen. Eine solche Gruppe vermag für sich – und möglicherweise auch über sie hinaus – auf Grundlage der (miteinander) geteilten Erfahrung Gefühlsregeln zu etablieren, anhand derer sich Erfahrungen abgleichen, einordnen und verarbeiten lassen und die in Handlungsstrategien und Prozesse selbstreflexiver Sinngebung übersetzt werden können. Ist ein solcher Raum, in dem mehrere Akteure ihre Erfahrungen artikulieren und miteinander reflektieren können, hingegen nicht verfügbar, verbleiben die Anstrengungen, die mit der erlebten affektiven Dissonanz einhergehen, für die erlebenden Akteure weniger zugänglich. Sie können in Patenschaften schädigende Dynamiken entwickeln.

Eine solche Form der affektiven Resonanzzeugung in einer Gemeinschaft von Pat:innen setzt, wie bereits erwähnt, eine *educated social sensibility* (Zink 2019, S. 291) voraus: die Fähigkeit und die Bereitschaft der Teilnehmenden, sich selbst einer Gruppe anzuvertrauen und sich in deren Rahmen zu reflektieren. In der Fokusgruppe waren wir durch den Stellenwert, der der kritischen Selbstreflexion in unserer ethnologischen Ausbildung zugeschrieben wird, hierfür auf besondere Weise sensibilisiert. Ich bin der Ansicht, dass diese *educated social sensibility* zu einem spezifischen *affektiven Arrangement* (Slaby 2019) beitrug, in dem eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens hergestellt werden konnte, welche uns dann wiederum ermöglichte, bislang wenig reflektierte und artikulierte Erfahrungsdimensionen zugänglich zu machen:

An affective arrangement comprises an array of persons, things, artifacts, spaces, discourses, behaviors, expressions or other materials that coalesce into a coordinated formation of mutual affecting and being-affected. [...] it usually brings multiple human actors into a conjunction, so that these actors' reciprocal affecting and being-affected is the central dimension of the arrangement. (Ebd., S. 109)

Für das affektive Arrangement unserer Fokusgruppen-Treffen spielte das gemeinsame Essen, zu dem alle Teilnehmenden etwas beisteuerten, eine zentrale Rolle. Ich bat alle Anwesenden, selbst etwas mitzubringen, um das Mitgebrachte miteinander zu teilen. Auch die später etablierte Reflexionsgruppe, die ich bei WG ehrenamtlich moderierte, beinhaltete stets ein reichhaltiges gemeinsames Essen. Weiterhin war Kontinuität für die Bildung unserer *affective community of care* von Vorteil, das heißt, dass die Teilneh-

menden regelmäßig zusammenkamen und nach und nach mit den Hintergründen der anderen vertraut wurden. So konnten wir im Verlauf der Monate stets an bereits geteilte Erfahrungen anknüpfen. Der Atmosphäre der Fokusgruppen war außerdem zuträglich, dass sie zumeist in den gleichen, allen Beteiligten bekannten Räumlichkeiten stattfanden – einem selbstverwalteten studentischen Café. Als sich mit den pandemischen Einschränkungen unsere Treffen in den digitalen Raum verlagerten, profitierten wir von der bereits etablierten vertrauensvollen Atmosphäre. Nichtsdestotrotz war das veränderte Arrangement deutlich zu spüren.

In der vorliegenden Arbeit beleuchte ich die affektiv-emotionalen Dynamiken und Herausforderungen in Berliner Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen. Dies geschieht vordergründig aus der Perspektive der Pat:innen. Das Material, auf dem meine Ausführungen basieren, speist sich neben den klassischeren ethnologischen Erhebungsmethoden der teilnehmenden Beobachtung und verschiedenen Gesprächsformen maßgeblich sowohl aus meiner eigenen Patenschaftserfahrung als auch aus der Fokusgruppe mit den Studierenden. Um das Handeln und Fühlen individueller Akteure in ihren Patenschaftsbegegnungen einordnen zu können, werde ich im Folgenden zunächst den Hintergrund der gesellschaftlichen und politischen Diskurslandschaft um Migration, Integration und freiwilliges Engagement beleuchten und anschließend die Rahmenbedingungen, Konzepte und Zielsetzungen, die die koordinierende Arbeit mit den Patenschaften bei WG prägen, näher beschreiben.